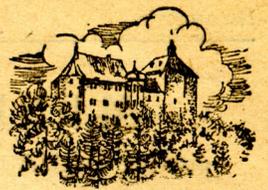


DEINE HEIMAT



1952 / 2. Jahrgang

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

Nummer 1

Auf den Spuren Vater Raiffeisens oder der wohlfeile Kleesamen

VON ENGELBERT KASPAR, KÖTTINGEN

Unaufhaltsam schrumpft das Häuflein der Zeitgenossen von der Mittelsieg, die damals noch mitgelacht haben, als es geschah. Darum sei die Geschichte aus Großvaters Schublade hervorgezogen.

Es war in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Bereits seit einem Menschenalter verkündete der alte Friedrich Wilhelm Raiffeisen aus Hamm an der Sieg allerhand neue Ideen zum Wohle der notleidenden Kleinbauern, und allmählich verwandelten sich seine Worte hier und da auch in Taten. Windeseile war ja niemals das Tempo förderlicher Bestrebungen. Eine neue Steuer zum Beispiel pflegt doch wahrlich im Schneckenschritt an den Bürger heranzuschleichen.

Nur wenige Meilen von der Heimat des großen Mannes entfernt liegt im Siegtal ein Industriestädtlein, rings von Bergeshöhen umgeben, auf denen die Bauern und Hämperlinge damals noch in guter alter Art mit Flegel, Hoog und steifem Joch dem Wohlstand entgegen strebten. Die Lehre von der gemeinschaftlichen Selbsthilfe war hier noch ein ferner Klang, wohl aber waltete drunter im Tal ein Bürgermeister, der auch ein Herz für seine Bauern hatte. Er hieß aufs Haar so wie jenes Requisit, das man einem Ofen aufsetzen muß, damit der Qualm durch den Schornstein in die Lüfte steigen kann. Aber mit einer Aktion zugunsten der bedrängten Landwirtschaft sollte er eine Heiterkeit erzielen, die seinem Herzen mehr Kummer als Freude bereite.

Als der Schnee zu schmelzen begann, stapfte dem Amtshause ein Landmann zu, den wir den Schippicher nennen wollen, wie man hierzulande, im Gebiet der Einzelgehöfte, es noch heute liebt, den Bauer nach seinem Wohnort zu kennzeichnen. Er wollte neben einigem Wildschaden auch die Geburt eines Söhnleins anmelden. Während dieser feierlichen Handlung ließ er bescheidenerweise ein prallgefülltes Leinensäcklein neben der Tür stehen. Auf die leutselige Frage, was er denn da Schönes eingekramt habe, erfuhr der Bürgermeister, das sei Kleesamen. Ja, und der sei recht teuer, eine Mark fürs Pfund habe der alte Klingler verlangt. Für einige Händevoll Samen müsse man ein Ferkel verkaufen. Und so stände es mit allem. Nicht mal Geld für einen Strang Tabak behakte man übrig. Seine Pfeife hänge seit Weihnachten am Nagel hinter der Küchentür. Sie sei ganz „lech“ und würde auseinander fallen, wenn nicht die grüne Schnur sie zusammen hielte.

Solches Klagegedicht klang dem wohlwollenden Bürgermeister ganz beweglich in die Ohren und ließ ihm auch nach dem Weggang des Schippichers keine Ruhe. Da mußte wirklich etwas geschehen! Grüblerisch stützte er das Haupt in die Hand, überlegte, rechnete, notierte. Mittlerweile war der alte Polizeidiener Durstighausen von der Post zurückgekehrt, nachdem er im Hirschen noch schnell einen Wittig gepitscht hatte. Hastig griff der Bürgermeister nach der Zeitung und schaute fleißig in den Anzeigenteil.

Schnelle Hilfe ist die beste, sagte er dann. Und wenn Herr Raiffeisen seinen Bauern billige Darlehen besorgt, so sollen die meinen mal Kleesamen zum halben Preis bekommen, und für den Schippicher wird auch noch ein Strang Bilsener übrig bleiben. Aber aus der Quelle muß man schöpfen und im Großen einkaufen, wenn es sich lohnen soll.

Und dann bestellte er bei der Firma Haberlandt & Co. in Hamburg für die Bauern des ganzen Amtes zehn Tonnen Kleesamen, mit der Bedingung jedoch, daß der Preis nicht mehr als 50 Pfennig fürs Pfund betrage. Nachdem er nun noch die einzelnen Gemeindevorsteher von diesem Geschehen

zwecks Bekanntmachung in Kenntnis gesetzt hatte, zündete er die erloschene Zigarre wieder an.

Postwendend kam Bescheid. Die Firma Haberlandt & Co. dankte verbindlichst für den erteilten stattlichen Auftrag und versprach, ihn schnellstens und gewissenhaft auszuführen, aus besonderem Entgegenkommen auch den gewünschten Preis zu berechnen. Am Schluß war dann höflich und leise die Bitte angedeutet, man möge ein wenig Geduld üben, weil das gewünschte Quantum momentan gerade augenblicklich nicht auf Lager sei.

Hm! Diese Großhandlung scheint eine „Quetsch“ zu sein, brummte der Bürgermeister, und wiegte ärgerlich sein Haupt. Heftig stipte die Feder ins Tintenfaß, und die Herren Haberlandt & Co. wurden ersucht: falls sie nicht in der Lage seien, die angeforderte Menge zu liefern, so möchten sie das unverzüglich mitteilen, damit man sich anderweitig umsehen könne, denn die Zeit dränge. Darauf nahm er seinen Hut, brachte den Brief eigenhändig zur Post und wandelte dann die Hauptstraße hinunter zum Dämmerchoppen bei Mutter Finchen. Dort saß allabendlich ein fröhlicher Kreis ehrenwerter Bürger, die nicht nur Jagderlebnisse und andere Spässe austauschten, sondern auch Bismarcks Reden unter die Lupe nahmen und die Kommunalpolitik wenigstens im Unreinen festlegten.

An diesem Abend erfuhr sie nun, mit welchen Widerwärtigkeiten das Stadtoberhaupt bei der Durchführung eines so löblichen Werkes zu kämpfen habe.

Dabei warten die Bauern mit Ungeduld auf Kleesamen!

Während alles noch bedauernd kopfschüttelte, kam vom Tischende her ein Räuspern und dann eine etwas kratzige Stimme: Ja, Herr Bürgermeister, anscheinend liegt da ein Mißverständnis vor! Sofort drehten sich die Gesichter nach dem Sprecher. Hauptlehrer Stephanus galt im ganzen Ort unbestritten als erfolgreicher Pädagog, war jedoch in dieser Gesellschaft nicht sonderlich beliebt, weil er die Schwäche hatte, in der Unterhaltung mit Vorliebe Schulangelegenheiten so gründlich zu erörtern, daß es von den munteren Epikureern als langweilige Fachsimpelei empfunden und nur mit leisem Gähnen angehört wurde. Bierpreise, der flotte Hüttenbetrieb und die kleinstädtische Chronique scandaleuse waren entschieden interessanter. Zum Glück war Stephanus kein täglicher Gast, aber sobald sein bebrillter Glatzkopf im Türrahmen auftauchte, pflegte Stadtrat Münstermeier seinen Nachbar auf den Arm zu tippen und leise zu flüstern: Jetzt geht die Schul an.

Halb neugierig, halb ironisch also blickte alles zu Herrn Stephanus hinüber. Der nahm einen Schluck, sog kräftig an seiner Marke „Fröhlich Pfalz“, hustelte wieder und setzte unter den verziehenden Wolken auseinander, nach dem neuen Rechenbuch von Richter und Grönings lernten die Schulkinder nun auch mit Tonnen rechnen. Das sei ein Gewicht von zwanzig Zentnern, also wohl imstande, einen Kuhwagen mit Kartoffeln voll zu belasten. Und da man pro Morgen ja nur einige Pfund Kleesaat benötige — — —

Ja, Herr Stephanus, unterbrach ihn der Bürgermeister, meinen Sie denn, für große Handelshäuser sei das Kinderrechenbuch maßgebend? Sämereien gehören immer noch zu den Waren, die in Fässern versandt werden, des Mäusefraßes wegen, nicht wahr, Herr — — — Klingler, wollte er sagen, und suchte dessen freundliches Gesicht in der Runde. Aber der alte Klingler erschien nicht mehr am Stammtisch, seitdem er von dem Samenkauf des Bürgermeisters wußte. Der fuhr in

seiner Rede fort, er habe in jungen Jahren doch so manche Tonne Germaniabier leeren helfen, das sei immer ein Fäßlein mäßigen Umfangs gewesen. Kaufmann Schnütgen nickte Beifall und setzte hinzu, eine Tonne Heringe wöge durchschnittlich 100 Pfund. Auch der Rentier König trat auf des Bürgermeisters Seite. Die Regentonne, die er kürzlich an die Stelle des Trippsteines gesetzt habe, sei ein altes Ölfaß, auf dem Boden könne man noch lesen: 100 Ltr. Übrigens müsse der Herr Lehrer schon aus der Bibel wissen, wie der ungerechte Verwalter seinen Herrn um 50 Tonnen Öl bemogelt habe.

In das schallende Gelächter stimmte auch Stephanus mit ein, worauf das Gespräch sich erquicklicheren Dingen zuwandte.

Einige Tage später brachte der Briefträger ein „Avis“ zum Amt, auf dem Güterbahnhof sei ein Waggon eingelaufen, enthaltend zweihundert Zentner Kleesamen, und zur Vermeidung des tarifmäßigen Standgeldes innerhalb 24 Stunden zu entladen.

Zweihundert Zentner! Zweihundert Zentner? Noch einmal wiederholte es der Bürgermeister, als traue er seinen Augen nicht. Dann brauste er auf: Glaubt man in Hamburg, wir wollten einen Großhandel beginnen? Zehn Zentner genügen vollkommen. Und mehr sollten die bestellten zehn Fäßchen auch nicht bedeuten. Aber natürlich! Die Herren haben den alten kaufmännischen Ausdruck „Tonne“ zu ihren Gunsten als Gewicht ausgelegt. Geschäftstüchtigkeit nennen sie das wohl. Eigentlich müßte man Gaunerei sagen!

Ein Eilbrief lief nach Hamburg, um den offenbaren Irrtum schleunigst zu klären. Aber die erhobenen Einwände prallten kraftlos ab. Der Hamburgische Shylock bestand auf seinem Schein und forderte angesichts des niedrigen Preises umgehende Zahlung. Sie hätten doch gerade wegen des umfangreichen Auftrages ausdrücklich zurückgefragt. — — —

Und nun stellt euch vor, welch homerische Heiterkeit rings im Lande losprasselte, als die Geschichte ruchbar wurde. In der Tat, das halbe Amt hätte sich mit solcher Saattiefe in ein Kleefeld verwandeln lassen. Zehn Jahre hätte das Heu gereicht, um alle Ochsen des Siegerlandes zu laben. Und alle Bergleute und Hüttenarbeiter wußten plötzlich, was eine Tonne ist. Der Bürgermeister schlief in diesen Tagen recht unruhig.

Was aber sollte geschehen, um aus der Sackgasse herauszukommen? Sollte man das Gericht anrufen? Von einsichtigen Leuten wurde das für Lotteriespiel gehalten, wobei man bekanntlich mitunter gewinnt. Oder sollte man den Ackerbau des Amtes für dieses Jahr auf Kleebau spezialisieren? Das hätte die Lachmuskeln aufs neue gereizt.

So wurde nach langwierigen Beratungen schließlich doch zur Tatsache, was der Bürgermeister vorher energisch zurückgewiesen hatte: er mußte Handel treiben, nämlich den Verkauf des Überflusses versuchen. Und da der geringe Preis ein lockender Köder war, gelang es auch, einige Ämter der Nachbarschaft zur Abnahme zu bewegen, freilich unter dem zornigen Protest aller Samenkrämer, die sich um ihren Gewinn geprellt sahen. Weil aber kein zielbewußter Syndikus hinter ihnen stand, hatte die Erregung weiter keine Folgen. Schalkige Leute lachten wieder mal und meinten boshaft, es sei eine heilsame Lehre.

Dem Bürgermeister war nach diesem Versuch die Lust zu weiteren Experimenten vergangen; er überließ die Bauern fernerhin der Selbsthilfe im Sinne Raiffeisens. Und so ist wirklich etwa sechs Jahrzehnte später in jener Gegend ein Raiffeisenverein ins Leben gerufen worden.

MUNDART

aus der Gegend von Altentkirchen

Gereimt von F. H. S.

Dubbak

Wat sen mir Männer arme Löt,
we-il 't sälen Dubbak girr-et höit.
Dat Brut un Fett un anner Saachen
su rar sen, de-it mir nit vill maachen.
Der Dubbak awwer, Nohber, hürt,
wann der mir fählt, sen ich verkihr!
Ös oos de Welt och schlecht jesonnen,
den Dubbak soll se oos doch gonnen!
Ee Päckelchen - un dat vier Mark -
für 'n ganze Mont, dat ös doch stark!
Dat de-it für mich zwien Dag jrad streggen,
doch länger nit, nit für 't Verreggen.
Dröm han ich van dem Dubbakskroun
mir selver och gett ajebout.
Dreihunnert Planzen dor-ich setzen -
ming Al woll jo dergäent schwätzen.
Han nit jespert mit Möst un Bröh,
dat gir-en Dubbak wie noch nie!
Möt Stöiern könn ich wat erlewwen?
Meens du, ee Planz wür ajegewwen?
Jo, wie ich soot, de Ming, die schennt
un söt, ich wör jrad wie e Könd.
Se könn sich nit ön 'n Garden trouen,
ich dät für Toffeln Dubbak bouen.
Der ganze Aggerbou litt Nut,
ich nöhm de Könner noch et Brut.
Wovann de Köh noch solden lewwen
un owwendrenn och Melch noch gewwen?
Se könn nit wän sich ön der Küch,
für'n Dubbak brücht ich all ihr Züch,
ihr Hossegaren, Nooln un Döbber,
ihr Küchemääß, de Se-i un Schäbber.
Om Küchendösch wör ich der Herr,
de Kochmaschin wör mei Jescherr,
un wo se Roum für'n Wösch dät bruchen,
mößt se dorch Dubbakblärrer kruchen.
Kee Platz o'm Spicher, Bou un Schopp
wör ohne Dubbakblärrerstropp,
an Balgen, Köbber, Buhnestiggen,
do dät dat Döiwelszüch enz higgen.
Och üwwer'n Owwen, gruß wie 'n Pohl,
här-ich dofür jeschlon en Nol.
Ihr Moulwerk lößt nit still sich setzen,
alsfort vam Dubbak de-it se schwätzen.
Se zerrcht un bautz un bölt un schennt,
ich sen kee got Woort mih jewennt.
Dat Mensch de-it och noch dreggig laachen,
wann mir Mannslöit Rezepder maachen.
Rezepder moöß mer nürig han,
dat mer de Dubbak rooche kann.
Ferment un Beize moöß er kre-ien,
moöß schwätzen, moöß öm Perdmöst le-ien
Mer moöß en dämben, üwwerbröhn,
dorch Essig, Hunnig, Schnaps dorchzehn.
Dat mir och keen Rezept usbliwwen,
kan ich e Booch voll opjeschriwwen.
Soo, Nohber, häs d' de Pe-if be-i dir?
Dann kanns de stöbben mol möt mir.
Enz soo, ös dat nit Qualität,
ös dat nit ierschde Bonidät?
Ming Al, kee Ke-itehe van Jeschmack
fönd die an mingem Rooddubbak.
Glich de-it se dunnern un de-it bliizen,
wann ich ön mingem Lennstohl sitzen
un fängen mingen Stömmel aan
un well jemötlich ziehen draan.
Dann fängt se eenes aan ze spe-ien,
ze flochen un ze maled-e-ien:
„Du Stenksack, Schöisel un du Schinnoos,
wat böß du eemol für en Kloos!
Kom böß du eemol jussebliwwen
un der Jestank ös usjedriwwen,
kümms du möt Stenken wirrer aan,
dat mer kee Orem kre-ie kann.
Dei Dubbak stenkt wie Bech un Lomben,
wie Söimöst, wie öm Stall de Glomben.
De Fleejen fallen vam Jebünn,
et ös en wahre Schann un Sünn!
Wells du dat Döiwelskroun nit loößen,
gih ön de Höll un du do blosen!“
Jo, Nohber, su hät mer sing Nut
van Köndsjebeen böß an de Dud!
Ming eenzig Fröd öm Erdenjammer,
dat ös der Dubbak - un den ham-mer!

Das Gerichtswesen der Herrschaft Freusburg

Von Benno Solbach, Kirchen/Sieg

Als die germanischen Völkerschaften in unsere Heimat eindringen, kannten sie bereits eine „Rechtsordnung“, ja, sie mußten sie kennen, da zu den gestaltenden Kräften jeder Gemeinschaft die „Rechtsordnung“ naturnotwendig gehört. So berichtet uns P. Cornelius Tacitus, der hervorragendste Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, in seiner Germania, daß „man auf dem Ting (Volksversammlung) auch Klage erheben und jemanden auf Leben und Tod belangen kann. Die Strafen richten sich nach dem Vergehen. Verräter und Überläufer hängen sie an Bäume, Feiglinge, Drückeberger und Unzüchtige versenken sie in Schlamm und Sumpf und werfen Flechtwerk über sie. Der unterschiedliche Vollzug der Todesstrafe will sagen, daß man Freveltaten gleichsam durch die Strafe allen verkündigen müsse, schändliche Laster am besten der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Aber auch für kleine Vergehen haben sie abgestufte Strafen; wer überführt ist, muß mit einer Anzahl Pferde oder Vieh büßen. Ein Teil der Buße fällt an den König oder den Staat, den anderen erhält der, dem Recht geworden ist oder seine Verwandten...“

Diese Rechtsordnung galt jedoch nur für die Freien, die als vollberechtigte Klasse die öffentlichen Angelegenheiten besorgten und den Kern des Heeres ausmachten. Zwar unterschied man neben diesen Gemeinfreien noch Edelfreie, die als Angehörige besonders kriegstüchtiger Geschlechter größeres Ansehen, aber keine staatlichen Vorrechte besaßen. Auf die Halb- und Unfreien fand diese germanische Rechtsordnung keine Anwendung.

Wie aber war es bestellt um diese germanische Rechtspflege? Das Recht, nach dem das Urteil gefällt wurde, war ein Gewohnheitsrecht, das nicht irgendwie kodifiziert war. Von einer Legislativ- und Exekutivgewalt im heutigen Sinne können wir nicht sprechen. Das Gericht wurde im Freien (Thing oder Malstätte) unter dem Vorsitz eines Häuptlings oder Gaufürsten abgehalten. Gelehrte Richter und Rechtsanwält (wie im römischen Rechtsstaat) waren unbekannt. Als Beweismittel dienten gewöhnlich Eid und Eideshelfer, daneben das Gottesurteil. Solche waren z. B. der Zweikampf und der Kesselfang, d. h. das Herausholen eines Gegenstandes aus einem Gefäß voll siedenden Wassers. War ein Volksgenosse getötet worden, so hatten die Verwandten (Sippe) das Recht und die Pflicht der Blutrache; doch konnte der Mord auch durch das Wer- oder Manngeld gesühnt werden, dessen Höhe sich nach dem Stand des Erschlagenen richtete.

Diese „Rechtsordnung“ ist bei unseren Vorfahren zumindest einige Jahrhunderte lang Brauch gewesen, und sie hat sich nur langsam organisch gewandelt unter dem Einfluß der Antike und des Christentums.

Während die westgermanischen Stämme sich in Friedenszeiten mit ihren freigewählten Gauvorstehern, die zugleich Richter waren, begnügten und im Falle eines Krieges einen aus ihrer Mitte zum Herzog erkoren, war im Frankenreich der Merowinger der König oberster Feldherr und Richter und oberste Verwaltungsbehörde. Die Verwaltung des großen Reiches übte der König jedoch durch königliche Beamte aus. Das Reich war zu diesem Zwecke in Gaue oder Grafschaften eingeteilt. Das Gebiet der Herrschaft Freusburg gehörte in jener Zeit zum Haigergau. An der Spitze eines Gaues stand der vom König ernannte Graf. Er war innerhalb des Gaues Heerführer, Richter und Polizeibeamter in einer Person. Die Gaue zerfielen wiederum in Hundertschaften. Die Rechtspflege wurde wie herkömmlich von den Freien der Hundert-

schaften ausgeübt (Thing). Den Vorsitz aber - und das ist das wesentlich Neue - führte der Graf, als ein Beauftragter des Königs, der in seinem Gau umherreiste. Ihm oblag es auch, die Urteile zu vollstrecken. Er allein besaß die Blutgerichtsbarkeit.

Wer nun die Gaugrafen des Haigergaues im einzelnen gewesen sind, wissen wir nicht. Die Grafen von Freusburg jedoch scheinen diese hohe Würde nicht inne gehabt zu haben! In jenen bekannten Urkunden aus den Jahren 913 und 1048 jedenfalls wird als Grenze der „Haigeromarca“ lediglich ein „Froudesbrahderofanc“, ein Bifang von Freusburg erwähnt. Unter einem Bifang aber verstand man einen Herrensitz und das Hofgut eines germanischen, genauer fränkischen Edelings von der Zeit Karls des Großen an.

„Froudesbrahderofanc“ hat aber sicherlich 913 eine geschichtliche Entwicklung hinter sich. Denn brahd, bracht, mundartlich braicht, aus dem Keltischen stammend, bedeutet Berg. Ehe man also von einem Bifang redete, gab es hier einen Herrensitz mit dem Namen „Froudesbrahd“, aus dem spätere Enkel alsdann den „Froudesbrahderofanc“ machten, den Bifang auf dem „Froudesberg“.

Von 1048 an jedoch hat es gewiß keine hundert Jahre mehr gedauert, bis einer der dortigen Edeling, vom deutschen König zum Grafen erhoben, eine Burg erbaute und sich Graf von Freusburg nannte.

Daß aber die Grafen von Freusburg in jener Zeit, vor allem Reinerus oder Reginherus (1161 - 1190) oft als Zeuge Urkunden mit unterschrieb, und zwar als „comes de Freisberg“, läßt weiter darauf schließen, daß die Grafen von Freusburg keine Gaugrafen gewesen sind. Wenn man nämlich an die alte, umständliche mittelalterliche Art der Urkunden denkt, die auch Nebenumstände selten zu benennen vergaßen, so wäre die Gaugrafenwürde mit ihren hohen Privilegien und Auszeichnungen sicherlich erwähnt worden. Auch hätte die Blutsgerichtsbarkeit, die nur den Gaugrafen gegeben war, die Grafen von Freusburg sicherlich mehr ins Licht der Geschichte gerückt.

Während die Grafen bisher mehr oder minder „absolute Herrscher“ waren, wurde ihre Amtsführung seit Karl durch die sogenannten Sendboten (missi dominici oder missi regii) überwacht. Zwar führte wie seither der Graf den Vorsitz bei Gericht; damit aber die kleinen Grundbesitzer nicht zu oft ihrem Betrieb entzogen würden, traten an Stelle des gesamten Volkes (Thing) sieben Schöffen (Schöffengericht). Seit Karls Tagen helfen also die Schöffen das Urteil „schöpfen“. Auch wurde das heidnische Gottesurteil als Beweismittel dadurch verdrängt, daß sich die „inquisitio“ im Frankenreich der Karolingerzeit entwickelte. Die „inquisitio“ ist ein „Frageverfahren“: In den einzelnen Grafschaften wurden vertrauenswürdige Männer in Eid genommen und verpflichtet, den reisenden Richtern des Frankenherrschers auf Befragen Auskunft zu geben, was sich seit ihrer letzten Anwesenheit im Bezirk ereignet habe. Dieses Frageverfahren diente einerseits dem Strafverfahren: Die Vertrauensmänner, die „Geschworenen“, hatten dem Richter zu berichten über inzwischen begangene Verbrechen. Es schaltete sich andererseits in den Zivilprozeß ein: Die Geschworenen konnten als „Schöffen“ herangezogen werden, um aus ihrer nachbarlichen Wissenschaft über strittige Punkte des Rechtsstreites Beweis zu erbringen. Die Geschworenen waren also zunächst Denunzianten im Strafprozeß, eine Art von Zeugen im Zivilprozeß.

Aber nicht nur das Gerichtsverfahren änderte sich unter Karl, sondern er ließ auch

eine Art Kodex anlegen, eine Sammlung der alten Volksrechte. Da dieser Kodex aber lückenhaft war, erließ Karl viele neue Gesetze (Kapitularen), die auf den jährlich abgehaltenen Reichsversammlungen beraten worden waren. Somit wird Karl mit Recht als einer der größten Gesetzgeber aller Zeiten angesehen.

Unter den sächsischen und salischen Kaisern wurde im allgemeinen an dieser Rechtspflege der Schöffen- und Geschworenengerichte festgehalten. Die Rechte des Königs wurden durch das Herkommen geregelt. Dadurch, daß das Feudalwesen sich immer mehr verbreitete und die Grundherrschaften vielfach von den Königen neben anderen „Freiungen“ auch Befreiung vom öffentlichen Gerichte und das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen erhielten, gewann die grundherrliche Gerichtsbarkeit immer größere Bedeutung. Während diese bei geistlichen Grundherrschaften ein weltlicher Vogt ausübte, da den Bischöfen und Äbten die Blutgerichtsbarkeit untersagt war, übte in unserer Heimat der Graf von Sayn als Grundherr die Gerichtsbarkeit selbst aus. Dieses Gericht wurde wohl noch immer, wie in alten Zeiten, auf einer der Malstätten unserer Heimat gehegt, im späteren Mittelalter jedoch in die Ortschaften verlegt und entwe-

Tod befanden. Das ordentliche Gericht zu Freusburg wird urkundlich bereits 1344 genannt. Trotzdem war bis zur Neuordnung nach dem Dreißigjährigen Kriege „das Gericht zur Freusburg“ ebensowenig auf der Freusburg selbst, wie „die Kirche zu Freusburg“, sondern beide waren zu Kirchen. Burg-Freusburg und Kirch-Freusburg waren in der alten Zeit eine Einheit, und beide wurden einfach Freusburg genannt. Gerichtsort war nach uraltem Herkommen Kirchen.

Erst später scheint auf der Freusburg selbst ein Gericht entstanden zu sein. Im Jahre 1372 nämlich belehnte Kaiser Karl IV. den Grafen Johann III. zu Sayn (1359-1408) mit einem Freistuhl zu Freusburg. König Wenzel ernannte auf seinen Vorschlag im Jahre 1393 den Arnold von Berg zum Freigrafen des freien Gerichts Freusburg (Staatsarchiv Koblenz, Abtl. 30, Nr. 7516). Durch diese Belehnung gewann Freusburg erheblich an Bedeutung. Aus dieser Zeit stammt wohl noch der Gemarkungsname „am Schnappgalgen“. Die Strauchdiebe und Wegelagerer aus jener Zeit des Faustrechtes, die man allgemein mit „Schnapphahn“ bezeichnete, wurden wohl nicht selten vom Freigericht zum Tode durch den Strang verurteilt. Am Schnappgalgen, der ein wenig außerhalb des Burgfleckens stand, mußten sie dann mit des Seilers Tochter Hochzeit halten.

Mit dem Aufschwung der Universitäten in deutschen Landen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam das Römische Recht, welches an diesen gelehrt wurde, immer mehr in Aufnahme. Um so mehr darf es verwundern, daß noch im letzten Jahrhundert des Mittelalters aus uralten deutschen Rechtsanschauungen und gerichtlichen Einrichtungen sich ein Rechtsverfahren entwickelte, welches für kurze Zeit ein außergewöhnliches, ja furchtbares Ansehen erhielt: Das westfälische Frei- oder Fehmgericht.

Wohl über kaum eine andere Erscheinung im deutschen Rechtswesen - neben den Hexenprozessen - ist so viel Entstellung und Unwahrheit durch Wort und Schrift verbreitet worden als über dieses Gerichtswesen. In unheimlichen Verliesen und Gewölben hätten bei Nacht und Nebel sich die verummten Richter zusammengefunden, um den gewalttätigen oder durch Hinterlist herbeigeschafften Angeklagten rettungslos einem meuchelmörderischen Tode zu überliefern. Feststehen dürfte auf Grund der Geschichtsforschung, daß im Anschluß an die uralten deutschen Gerichte der Freien sich in Westfalen im Laufe der Zeit unter den mannigfachsten Einwirkungen ein bäuerliches Gericht entwickelte, das endlich den Rang eines kaiserlichen Reichsgerichtes beanspruchte und in der Tat für einige Zeit auch behauptete. Weil es anfänglich nur in Westfalen, in dem sogenannten Lande der roten Erde, gehegt wurde, erhielt es den Namen westfälisches Gericht; seine anderen Bezeichnungen sind: Freigericht, heilige Acht, namentlich aber veme, d. i. Genossenschaft, Bund, der Übeltaten rächt. Der Vorsitzende hieß Freigraf, seine Beisitzer Freischöffen, der Ort der Sitzung Freistuhl.

Wie aber kam ein Femgericht nach Freusburg? - Im Jahre 1467 unter dem 16. Nov. ernannte Kaiser Friedrich III. den Grafen Gerhard II. zu Sayn zum Statthalter der heimatischen westfälischen Gerichte. Wegen mancherlei Wirrungen und Unordnungen, die vorgekommen waren, wurde ihm vom Kaiser die Statthalterschaft übertragen, die wegen der abfallenden Sporteln weit mächtigeren Fürsten sogar begehrenswert erschien.

Wir haben betreffs der Statthalterschaft Gerhards II. über die Heimlichen Westfälischen Gerichte eine ganze Reihe von Urkunden. Daraus gewinnen wir einen guten Einblick in die Art der Femgerichte zu seiner Zeit. So können wir uns auch ein Bild machen von dem Wirken des Femgerichtes auf der Freusburg; Graf Gerhard hielt in kaiserlicher Vollmacht seine starke und ordnende Hand über das Freigericht. Dadurch verminderte er sehr Verbrechen und Gewalttätigkeiten in seinem Lande. Er hatte als Stuhlherr auch den Freigrafen vorzuschlagen, der vom Kaiser ernannt wurde und dem Kaiser allein in seiner Rechtsprechung verantwortlich sein sollte, in Wirklichkeit aber vom Stuhlherrn abhängig blieb. So wird also unter der alten Linde auf der Freusburg der steinerne Tisch gestanden haben, auf dem das bloße blanke Schwert und die Weidenrute

(Fortsetzung Seite 4)

Das billige Billjet

Van Owererbich der al Keller,
dat wor en lösdijer Verzeller.
Am Bahnhoff wor hä ierschder Mann
wie ging oos ierschde E-isebahn.

E Stöggelchen van ihm, ihr Löt,
dat well ich üch berichden höit. -
Do kom des Marjens Kaals Lisett
van Heljert un woll e Billjet.

„Wat kost noh Alekerch de Fahrt? -
Fönf Penning für su'n kleene Kaart?
Dat ös üch doch nit ernst jemeent,
drei Penning ös jenogt verdeent!“

„Nä, Frau, fönf Penning ble-ift bestohn,
wat schwätzt ihr van Eronnergohn!
Wann für den Pre-is ihr nit wollt koofen
moost ihr noh Alekerch dann loofen.“

„Wann ich möt üch nit hannle kann,
hoost ich op öier E-isebahn!“
Se dräht de Röck ihm dar un geht.
Oos Keller denkt: Ich weeb Bescheed.

Die Zeit wor verzehn Dag jrad äller,
wer kom zom Schalder be-i oos Keller?
Nadürlich wor et oos Lisett
un forrert wirrer e Billjet.

„Wat kost noh Alekerch et höit?
Enz maacht et billig, sid jeschöit!“
„Jo, leewe Frau, ich moost üch soon,
mir sen derwe-ilen opjeschloon,

de Kaart en Groschen ös nit döier,
git mer en Groschen, ös se öier.“

„Wat, hür'n ich reecht möt mingen Uhren?
Sid ihr dann ganz des Döiwels wuren?

Wann ich en Groschen sall bezahlen,
dann konnt ihr öiern Dreck behalen,
dat ös jo Wucher un Bedrog,
fönf Penning wör doch jrad jenog!

En Groschen für su'n Driß - ich laachen!
Ihr konnt doch mol en Usnohm maachen!
Fönf Penning well ich gewwen, meen ich,
fönf Penning, jo, dann sem-mer eenig.“

„Na jo, we-il ihr et se-id, Lisett,
dann gift fönf Penning für 't Billjet!
Fönf Penning - merci, fort möt Scharen!
Besökt baal wirrer minge Laren!“

Der Huchze-itsgast

Öm Hoff wor Huchze-it letzt jewart
mö Äßen, Weng un ville Gäst.
Et ganze Darf, wie sich 't jehürt,
wor be-i dem Fest möt opmaschiert.

Et Fritzjen och, dat ös jo klor,
mö Bapp un Mamm jelare wor.
Dat wor gett für den kleene Mann,
hä schwätzt un drömt noch enz dovan.

„Soo, Mamm,“ su frog hä gählings höit,
„wann gasde mir mol all die Löt?
Wann don mir selwer Huchze-it maachen?“
Do moost sing Mamm doch hellow laachen.

„Möt dinger Huchze-it ös 't noch nex,
de ming, die wor vür Johner sechs.
Do wor dei Bapp der Bräudijam,
de Brout wor ich, ding leewe Mamm.

Dat wor ön oosem Hous e Fest,
su ös noch keent öm Hoff jewart.
Do goof et Fleesch un Weng un Koochen
ze bascht, dat sich de Döscher bogen.

En Libber hadde mer jeschlacht,
ön ganze Sau zo Wuurscht jemacht,
un all die hunnert Gäst öm Hous
worn lösdig wie öm Kamm de Lous.

Do wur jehuzt un wur jelaacht,
jesungen un Bohel jemaacht,
de ganze Naacht wor Danzere-i...“
„Gell, Mamm, do wor ich och debe-i!“

De Amm ön derr Schul

Be-i Lehrersch ön dem kleene Nöst
do wor düss Naacht de Amm jewart.
Se hadde sich dat goot bedäächt
un ihn'n e klee, staats Mädchen bräächt.

Der Lehrer dann am annern Morjen
hatt' vill Jeschäfer ze besorjen.
Dröm eenes vür derr ierschde Stunn
goof hä de Schüler glich ze kunn:

„Mir widerfuhr sehr große Freude,
Frau Lauterbach brachte uns heute
ein kleines, feines Töchterlein.
Drum soll heut keine Schule sein.“

Do leefen dann de Könnner schnell
noh heem, ze mellen op derr Stell
de Nöigke-it och ihre Löt,
die ön derr Schul passierde höit.

Et kleene Minchen, kom sechs Johr,
dat scheesde dorch dat Schöierndor
un dorch de Stall zur Küchendür
un bräächde kom e Woort evür:

„Mir han kee Schul, su hür doch, Mamm!
Be-i Lehrersch koom höit Naacht de Amm
un härr-en bräächt e Könd, e kleens -
ich wöll, se bräächt en däglich eens!“

der im Freien oder in einem Saale gehalten. Bei dieser sogenannten höheren Gerichtsbarkeit sprach nun der Graf nicht mehr wie früher im Namen des Königs, sondern im eigenen Namen Recht. Oft ließ er sich dabei durch den Oberschultheißen oder einen Junggrafen vertreten. Die Schöffen, gewöhnlich sieben vollfreie Männer aus angesehener Familie, halfen das Urteil finden. Der „peinliche“ Richter, als Stellvertreter des Grafen, sprach nach dem Rate der Schöffen das Urteil aus. Ein Todesurteil aber konnte nur der Landesherr, der Graf von Sayn, aussprechen. Die Richter fanden den Verbrecher des Todes schuldig, der Landesherr machte durch Unterschrift das Urteil rechtskräftig.

Außer diesem obersten Grafengericht hatten wir in unserer Heimat noch vier Cent- oder Schöffengerichte (in Altenkirchen, Hachenburg, Daaden und Freusburg). Oberster Richter war hier selbst der Amtmann oder Schultheiß, dem ebenfalls sieben Schöffen zur Seite standen. Diese Schöffen wurden von den Kirchspielen vorgeschlagen; weshalb sie auch Kirchspielgeschworene hießen. Meist war das Amt eines Kirchspielschultheißen mit dem Amt des Geschworenen verbunden. Diese niederen Gerichte urteilten zunächst in kleineren Sachen. Später aber erweiterten sich ihre Befugnisse, so daß sie sogar über Leben und

lagen, hinter dem auf dem Hochstuhl der Freigraf Arnold von Berg saß und vor dem auf hufeisenförmig eingerahmten Bänken die sieben Freischöffen saßen, zwischen die dann der Kläger und sein Prokurator traten. Den Angeklagten sah das Gericht zwar selten, denn, wenn er sich schuldig fühlte, war ihm sein Hals zu lieb, als daß er sich der raschen Justiz des Femgerichtes ausgesetzt hätte. Die Vorladung geschah durch einen der Freischöffen oder durch den Fronboten und war geheim. Der Ladebrief mit dem Siegel des Freigrafen, das oft das Wappen des Landesherrn zeigte, wurde des Nachts dem Angeklagten an die Haustür geheftet, einem Ritter ans Burgtor, einem Städter ans Stadttor, oder er wurde auch auf den Altar seiner Kirche niedergelegt. Ein aus der Tür oder dem Tor ausgeschnittener Span diente dem Boten als Beweis der geschehenen Ladung. Die Frist, bis zu der der Angeklagte sich stellen sollte, war gewöhnlich sechs Wochen und drei Tage. Kam er nicht, und wurde er des Todes schuldig befunden, dann fand man eines Tages irgendwo seine Leiche. Darin steckte ein Dolch mit dem eingegrabenen geheimnisvollen Buchstaben S. S. G. G. (Stock, Stein, Gras, Grein). Wurde der etwa Erschienene für schuldig befunden, so endete er am „Schnappgalgen“. Die Hauptverbrechen, welche das Femgericht ursprünglich vor seine Schranken zog, waren Mord, Raub, Diebstahl, Zauberei und Abfall vom Glauben. Aber allmählich erweiterte sich der Kreis dessen, was „femfrogig“ war, und schließlich legte sich das Gericht die Befugnisse bei, in all denjenigen Fällen entscheidend aufzutreten, wenn jemand bei seinem zuständigen Gerichte sein Recht nicht erlangen konnte. So konnte das Femgericht zu Freusburg in einer Zeit, in der Willkür herrschte und Gesetz und Recht vielfach mißachtet wurden, von wohlthätigem Erfolg für unsere ganze Heimat sein, da die Gewißheit, daß auf Verbrechen unabwendbar die Strafe folge, Schrecken verbreitete und so manche Untat verhinderte.

Da aber die ganze Einrichtung dieser Gerichte in Wirklichkeit nur einige Jahrzehnte tatsächlich hohe Bedeutung und Macht hatte, ist es verständlich, daß der „Freistuhl zur Freusburg“ nicht lange bestanden hat. Wie lange er genau bestand? Wir wissen es nicht. Wir dürfen jedoch mit großer Gewißheit sagen, daß er wohl kaum hundert Jahre von Bestand war. Gewiß ist, daß in Dortmund ein Obergericht der Heiligen Feme stand und daß von diesem Obergericht alle Freistühle, die nicht auf roter Erde standen, nicht anerkannt wurden. Der nächste Freistuhl z. B. zur breiten Eiche auf dem Dornbruch, eine halbe Wegstunde nördlich von Müsen, wurde 1490 von dem Obergericht von Arnsberg verboten, weil er „nit op roder Erde gemaket“.

Nachdem Graf Gerhard II. im Jahre 1493 verstorben war, wurde der Erzbischof von Köln vom Kaiser über sämtliche Heimlichen Westfälischen Gerichte gesetzt. In einer Bittschrift der Obergerichte an den Erzbischof lesen wir: „Unse leve gnedige her von Gellen sold Kaiser Mytt (Majestät) bidden, es all the verjagen, und die sacken an ohs the wiesen.“

Da sich bald von allen Seiten Klagen erhoben über die Ausschreitungen der Freigerichte, bemühten sich mehrere Kaiser, den Übelständen abzuwehren. Zunächst jedoch vergebens. Erst als die Anschuldigungen noch lauter wurden und gar Reichsfürsten, Ritter und Städte förmliche Bündnisse gegen die Femgerichte schlossen, wurden sie endlich durch Kaiser Maximilian, den letzten Ritter, aufgehoben. An Stelle der Heimlichen Westfälischen Feme trat das Reichskammergericht, welches im Oktober 1495 in Frankfurt a. M. eröffnet wurde. Dieses Reichskammergericht nahm im Jahre 1693 seinen Sitz in unserer weiteren Heimat, in Wetzlar.

Nachdem also das Femgericht zu Freusburg Ende des 15. Jahrhunderts aufgehoben worden war, wird auf der Freusburg kein Gericht mehr gehalten worden sein, sondern es tagte lediglich das Schöffengericht zu Kirchen, wo es schon seit altersher auch neben dem Freigericht bestanden haben mag. Es gewann jedoch jetzt mehr und mehr an Bedeutung. 1625 wird dieses Gericht in einer Urkunde „das hohe Landgericht zu Kirchen“ genannt. Aber von 1625 an wird die Freusburg wieder Gerichtsort, während das Hochgericht unter der Linde zu Kirchen bleibt, und der Hinrichtungsplatz im Hauberg auf

der östlichen Höhe vor dem Dorf war. Gerichtspersonen jener Zeit sind zwei studierte Juristen, der Amtmann und der Aktuarius, ein Gerichtsschreiber und ein Gerichtsdienner. Später führt der Gerichtsdienner den Titel Aktuar. Das Gericht wurde in einem Zimmer des Schlosses gehalten und war zugleich Verwaltungs- und Polizeiamt. Weil also der Amtmann nicht nur die Rechtspflege, sondern auch die Verwaltung der Gerichtsbezirke übernahm, erhielten die Bezirke den Titel Amt, Ämter.

So blieb die Gerichtsordnung hierzulande im allgemeinen bis zur preußischen Zeit von 1815 an. Die Berufungsinstanz war die Regierungskanzlei in Altenkirchen und in etlichen Sachen gab es dann noch eine Berufung an den Fürsten in Eisenach oder an das 1741 mit dem Übergang der Grafschaft an den Markgrafen von Ansbach eingerichtete Administrationskollegium. In jener Zeit (1785) wurde das letzte hochnotpeinliche Halsgericht in Kirchen gehegt.

Wie aber stand es mit der Rechtspflege jener Zeit? Sie wurde, entsprechend dem absolutistischen Zeitgeist, sehr willkürlich gehandhabt. Allzu oft kamen aus dem Volke Klagen, daß die Schöffen, und später die Amtsleute, sowohl in ihren Gebührenansprüchen keine Schranken kannten, als auch in vielen anderen Beziehungen ihre Amtsgewalt mißbrauchten. Um die eingerissenen Miß-

Derr Kerchbau

Oos goorer Pasdur Himmelowwen
ging eenes Dags dorch Höddenhowwen.
Do moochen jräd su 'n Könner drei
öm Matsch un Dreck ön digge Brei.

Se han do drön eröm jequätscht
un sich behammelt un bedrätscht.
Oos Pasdur wor 'n jemeener Mann
un sprooch die Pullen fröndlich an:

„Was macht ihr denn, ihr lieben Kleinen?
Ihr backt wohl Kuchen, will mir scheinen.“
Do reef derr een, en kleiner Dopp:
„Mir bou'n en Kerch mörr-'m Torm och drop!“

„Ei,“ soot oos Pasdur, „das ist fein!
Macht ihr auch den Pastor hinein?“
„Jo,“ goof su 'n Bötsch Bescheid ihm dann,
„wam-mir jenogt Dreck üwrig han.“

De Schulprüfung

Derr Minches Gerrard wor wahl nit
jerad derr Klögsde ön derr Schul.
Letzt kom er heem möt gänge Schritt,
un e-ifrig hä döm Bap verzohl:

„Mir hadden Prüfung, hürsch de Bap,
derr Schulinspekter wor höt do!
Enz säm-mer ferdig, hä zug ab
un woll noch präfen annerschtwo.“

„Ei,“ soot sei Bap, „do häs de Grond
su opjeregt un fruh ze don!
Enz soo, häs du och gett jekonnt?
Häs du dann och wat mooße soon?“

„Jo,“ soot derr Bötsch, „et wor ganz licht,
hä frogt: Wie heißt du, kleiner Has?
So, Gerhard heißt du kleiner Wicht.
Dann, Gerhard, putz dir mal die Nas!“

bräuche abzustellen, mußten wiederholt landesherrliche Verordnungen ergehen.

Als dann am 1. Juli 1815 Preußen die Verwaltung unseres Landes antrat, wurde das Justizamt Freusburg, das auch in Nassau-Usingischen Zeiten (1803 - 1815) weiterbestanden hatte, dem die zweite Instanz bildenden Justizamt Ehrenbreitstein unterstellt. Eine neue Justizordnung, von langer Hand vorbereitet, kam mit dem 1. Juli 1849 zur Einführung.

Kirch-Freusburg ist zweifelsohne ein uralter Gerichtsort von wechselnder Bedeutung. Die Dahlhoffsche Deutung des Namens jedoch und die im Zusammenhang damit stehenden

Deutungen scheinen am Kern vorbeizustoßen. (Vergl. „Deine Heimat“ 1951 Nr. 6 zur Heimat- und Pfarrgeschichte von Kirchen/Sieg, letzter Abschnitt). Auch war nicht nur der Volksüberlieferung nach auf der Freusburg ein Femgericht, sondern es ist uns urkundlich belegt. Wenn man aber heute noch im Schloß den Ort zeigt, vielleicht gar die Kellergewölbe, wo die Feme ihre nächtlichen Sitzungen gehalten haben soll, so ist das eine Pseudoromantik oder eine kitschige Sentimentalität, die man besser ablegen sollte. Die echte Sage nämlich lehnt derartige Grundelemente ebenfalls ab, da sie u. a. kulturhistorische Bilder vermitteln will.

Jur Heimat- und Pfarrgeschichte von Kirchen/Sieg

(Fortsetzung und Schluß)

Durch einen Nebenreiß vom 22. Juli 1652 wurde das kirchliche Verhältnis in der Herrschaft Freusburg wie folgt geregelt:

1) „Sollen in den drei Kirchspielen: Kirchenfreusburg, Gebertshain und Fischbach beider Religionen offene Exercitia successivis horis, deren man sich in loco durch allerseits Deputierte am ersten, auch von denselben der neue Kalender, ohne herrschaftliche Beschwerung uff ihren Feiertagen observiert und gehalten werden. (Also Freiheit in religiösen Übungen).

2) Die ordinarii Pfarr-Gefäll zu den benannten drei Pfarreien sollen zwischen beiden, den katholischen und augsburgischen konfessions-verwandten Pfarrherrn in gleiche Theile abgetheilt, die Behausungen aber, weil sie nicht theilbar sind, zu Kirchen-Freusburg und Fischbach dem katholischen, zu Gebertshain aber dem Augsburgischen Confessions-verwandten bleiben.

3) Die katholischen Priester, die jetzo sind, oder nachher an die Pfarren kommen werden, sollen in temporalibus (weltlichen) Dingen Ihrer weltlichen und in ecclesiasticis (kirchlichen) Ihrer geistlichen Obrigkeit untertan sein.“

Buchbesprechung

Das Herdorfer Heimatbuch

Josef Hoffmann: „Herdorfer Heimatbuch“ - Siegerland-Druckerei und Verlag K. Hacker, Betzdorf/Sieg - ist das erste neue Heimatbuch, welches im Kreise Altenkirchen erschien. Ein Buch, an dem die besten Kenner des Herdorfer Raumes mitarbeiteten und das dem Leser einen Einblick in alle Gebiete vermittelt.

Allgemeine Schilderungen des Herdorfer Raumes werden durch geschichtliche Aufsätze bis in die jüngste Vergangenheit fortgesetzt. Zur Ergänzung des Geschichtlichen dienen die Berichte über die Geschichte der Kirchen- und Schulgemeinden. Weiter Raum wird auch dem Hauberg, und vor allem dem Berg- und Hüttenwesen eingeräumt. Es ist nur zu verständlich, daß dieses Gebiet, dem der weitaus größte Teil der Herdorfer seinen Lebensunterhalt verdankt, ausführlich behandelt wird.

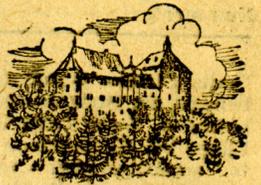
Ein Bergmannsleben, wie es vom Schicksal wohl nur einmalig gestaltet wurde, schildert Hoffmann in „Die alte Vrone“ (siehe auch „Deine Heimat“ 6/1951). Wenn sich auch durch das ganze Buch der Faden des Wirtschaftslebens zieht, so soll doch dankbar anerkannt werden, daß auch dem Lyrischen mancher Beitrag zu verdanken ist, und daß Hoffmann es verstanden hat, in dem Herdorfer Heimatbuch der Heimatdichterin Maria Homscheid ein Denkmal zu setzen.

Neben Herdorf werden auch die Orte Dermbach und Sassenroth ausführlich behandelt, sowie in einem kurzen Überblick eine Schilderung der Geschichte des Freien Grundes gegeben. Der zweite Teil des Buches ist ausschließlich den großen Betrieben der Heimat gewidmet. Den Abschluß bilden die Anzeigen der Herdorfer Geschäfte. Sie dienen in diesem Buche wohl weniger der Werbung, als vielmehr dem Zwecke, nach Jahrzehnten noch ein Nachschlagewerk über das Geschäftsleben des Ortes zu haben. Erwin Katzwinkel.

„Deine Heimat“ - Schriftleitung: Dr. Hans Holzschneider, Altenkirchen/Ww., Siegerner Str. 31.



DEINE HEIMAT



M E I L E N S T E I N E

auf dem Wege zum Luftkurort Flammersfeld / Vierzig Jahre Eisenbahn und Wasserleitung

VON ERWIN KATZWINKEL

Nachdem 1893 die ersten Sommerfrischler in Flammersfeld waren, erkannte man die Möglichkeiten, die hier gegeben wurden. 1895 gründete Rentmeister Eich den Verkehrs- und Verschönerungsverein Flammersfeld und damit den Luftkurort Flammersfeld 1906 erschien eine lange Abhandlung in der in Köln erscheinenden Zeitung Rheinischer Kurier „O Flammersfeld“. Diese war verfaßt von Hofrat C. Spielmann, dem Autor des „Balzar von Flammersfeld“, und sprach erstmalig einen größeren Kreis von Erholungsuchenden an. Dieser Artikel legte auch die Grundlage für die Tatsache, daß die meisten Sommergäste Flammersfelds aus dem Raume Köln stammten. Nachdem so die künftige Entwicklung Flammersfelds vorgezeichnet war, hieß es, die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Zwei der wichtigsten Voraussetzungen für einen sich ständig weiter entwickelnden Kurort konnten dann vor 40 Jahren, im Jahre 1912, verwirklicht werden. Es waren Eisenbahn und Wasserleitung.

Die Eisenbahn

Es kann nicht auf die Einzelheiten, die nach langen Verhandlungen zum Bau der Westerwaldbahn führten, eingegangen werden. Die Westerwaldbahn hatte für Flammersfeld nur insofern Bedeutung, als es keine Bahnverbindung durch sie erhalten hatte und weiterhin auf die Postkutsche nach Neitersen angewiesen war, wo die Bahn erreicht werden konnte. Dann - nachdem Herr Nell aus Oberlahr und der Verein zur Wahrung städtischer und gewerblicher Interessen in Linz seit 1897 sich für einen Bahnbau Linz - Seifen - Altenkirchen einsetzten, erkannte man die Chance in Flammersfeld und propagandisierte die Möglichkeit, nicht in Seifen die Bahn in die Westerwaldbahn einmünden zu lassen, sondern einen Bahnhof Flammersfeld zwischen die Bahnhöfe Seifen und Neitersen einzuschalten und die Bahn von Linz dahin zu führen. Aber der Weg dahin war weit und Helfer fanden die Flammersfelder so schnell nicht. Die Linzer sowohl als Herr Nell sprachen sich für den Bahnbau aus rein wirtschaftlichen Interessen aus. In Oberlahr ging es um die Erschließung der Erzlager und in Linz um die Verbindung zu einem Hinterland für die Linzer Wirtschaft. Wo die Bahn in die Westerwaldbahn einmündete, war beiden Stellen an sich gleich. Allerdings wurde der Anschluß in Seifen insofern durch Herrn Nell unterstützt, als er sich, nachdem die Projektion Linz - Seifen nicht recht fortschreiten wollte, für eine Anschlußbahn Oberlahr - Seifen einsetzte, um so wenigstens den Gruben eine Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten.

Es schmälert aber nicht das Verdienst Nell's, der erste Westerwälder gewesen zu sein, der eine Verbindung zum Rhein für notwendig hielt und die Linzer Herren, die ursprünglich eine Bahn nach Asbach ins Auge gefaßt hatten, davon zu überzeugen, daß eine Bahn ins Wiedtal mit Anschluß an die Westerwaldbahn vorteilhafter sei.

Die Pläne lagen bei den zuständigen Stellen vor und alles härrte der Entscheidung. Da entschloß man sich in Flammersfeld zu handeln. Am 16. 11. 1902 fand im Gasthof Neußer (heute Westerwälder Hof) eine Bürgerversammlung statt, in der über die zu unternehmenden Schritte beraten werden sollte. Hatte man den Ort beim Bau der Westerwaldbahn vor 20 Jahren übergangen, so durfte dies dem jungen, aufwärtsstrebenden Kurort beim Bau

der Verbindungsbahn zwischen Westerwald- und Rheinbahn nicht noch einmal geschehen. Es wurde beschlossen, daß die Bahn nicht von Seifen, sondern von Flammersfeld aus nach Linz gehen müsse. Zunächst wählte man eine Deputation, welche dem neuen Landrat von Goerschen die entsprechenden Wünsche vortragen und ihn für die Pläne Flammersfelds gewinnen sollte. Die Deputation bestand aus den Herren Pfarrer Berns, Dr. med. Kersten und Rentmeister Eich. Die Unterredung mit dem Landrat fand bereits am 18. 11. 1902 statt und es gelang, diesen für das Projekt zu gewinnen. Auf Kosten der Gemeinde Flammersfeld ließ er die vorgeschlagene Strecke vermessen und nivellieren und den Bericht darüber mit einer von Pfarrer Berns verfaßten Petition am 13. 12. 1902 an den Regierungspräsidenten absenden.

Die Petition war ganz im damaligen Stile der Unterwürfigkeit abgefaßt, vergaß aber

keinen Punkt, der zu Gunsten der vorgeschlagenen Strecke sprechen konnte. Angefangen mit der Aufzählung aller Behörden, Geschäfte und Betriebe in Flammersfeld und seiner Umgebung, führte sie über die mögliche industrielle Entwicklung - besonders die Wiederinbetriebnahme der Grube Silberwiese - über die Bedeutung für die Forst- und Landwirtschaft bis zu der stets bewiesenen Königs- und Reichstreue, die sich bei allen Reichstagswahlen darin äußere, daß stets der nationale Kandidat über 95 Prozent aller Stimmen auf sich vereinigen konnte.

Der Landrat hatte durch persönliche Bemühungen in Frankfurt/Main erreicht, daß die Strecke Oberlahr - Flammersfeld durch einen Baurat der Eisenbahnverwaltung begangen und geprüft wurde. Das Ergebnis war für Flammersfeld niederschmetternd. Da nach den Berechnungen des Baurates der Bahn einem Anschluß in Flammersfeld/Seelbach etwa 1 1/2 Millionen Mark Mehrkosten entstehen würden, wurde der Antrag abgelehnt und die Projektierung bis Seifen weiter betrieben. Dieser Beschluß wurde der Gemeinde durch den Landrat auf einer Sitzung in Flammersfeld am 25. 8. 03 mitgeteilt. Gleichzeitig gab der Landrat den Rat, vorerst in dieser Angelegenheit nichts mehr zu unternehmen.

Am 13. Mai 1905 behandelte der Preußische Landtag den Bahnbau Linz - Seifen in seiner Sitzung und genehmigte ihn. Wieder beschloß man zu handeln. Nun wurden die in der Nähe liegenden Gemeinden des Kreises Neuwied, von Seyen bis an die Schwarze Straße angeboten. Ja selbst Niederwambach zeigte sich für einen Bahnhof in Flammersfeld/Seelbach interessiert, da es immerhin näher sei als Seifen. Die Bürgermeisterei Flammersfeld (heute Amt Flammersfeld) sammelte Geld zur Deckung der Grunderwerbskosten, und zwar wurden folgende Beträge gezeichnet:

Gemeinde Flammersfeld	2 500 Mark
Gemeinde Eichen	2 500 Mark
Gemeinde Oberlahr	10 000 Mark
Gemeinde Burglahr	6 000 Mark
Gemeinde Peterslahr	8 500 Mark
Kirchspiel Horhausen	10 000 Mark

Insgesamt: 39 000 Mark

Daß Flammersfeld unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr Interesse für den Bahnbau zeigte, war verständlich. Aber es ließ doch die zuständigen Behörden aufmerken. Obwohl der Bau nach Seifen genehmigt war, fanden die Flammersfelder nun mehr Gehör, und als am 30. September 1912 die Bahn dem Verkehr übergeben wurde, mündete sie bei dem neuen Bahnhof Flammersfeld in die Westerwaldbahn ein.

Für den Bau waren 6 700 000 Mark bewilligt. Hierzu kamen noch die von den Gemeinden zu tragenden Grunderwerbskosten von rund 845 000 Mark. Durch starke Erdbeben bei Kasbach und Vettelschoß wurde diese Summe jedoch um 825 000 Mark überschritten, so daß der Bahnbau Flammersfeld - Linz insgesamt 8 370 000 Mark kostete. Bauherr war die Eisenbahndirektion Köln. Die Bauleitung hatten Reg.-Baumeister Leinemann für den Kreis Altenkirchen - er wohnte während der Zeit des Bahnbaues in Flammersfeld - und Bauinspektor Jochem für den Kreis Neuwied. Auf technischem Gebiete war die Bahn das für die damalige Zeit Vollkommste für eine Gebirgstrasse. Auf gut

Die Ölmühle

BEI OBERNAU

Die beiden Titelvignetten unserer Zeitschrift „Deine Heimat“ sind nicht etwa willkürlich gewählt, sondern beide stellen typische Landschaftsbilder unserer Heimat dar; es sind die Freusburg im Oberkreis und es „war“ die Oelmühle bei Obernau. Ja, es war, muß man heute sagen, denn bis 1937-38 war die Oelmühle „die letzte ihrer Zunft“ die im Unterkreis genützt wurde. Das Plätzchen Erde, wo sie gestanden hat, ist heute noch jedem bekannt; zwischen Neitersen und Obernau, unmittelbar an der Bundesstraße. Vor etwa 300 Jahren wurde sie erbaut. Später ging sie in das Eigentum mehrerer Bauern über. Es bildete sich mit der Zeit eine Genossenschaft aus 13 Interessenten, die jedoch nicht nur für sich Oel in der Mühle schlugen, sondern auch im Lohnverfahren wurde Oel für Fremde geschlagen. Mit der Bewirtschaftung der Oelfrüchte mußten die Arbeiten in der kleinen Mühle eingestellt werden und das Gebäude geriet immer mehr in Verfall. Es wurde dann erreicht, daß die Mühle unter Denkmalschutz gestellt wurde und mancher Wanderer hat dieses idyllische Plätzchen in der Folgezeit mit seinem Photoapparat eingefangen. Aber dann kam der unselige Krieg. Zwar wurde die Mühle nicht von den Kriegseinwirkungen direkt betroffen, aber der unvermeidliche Verfall des dreihundertjährigen Bauwerks konnte nicht mehr aufgehalten werden und als nach dem Zusammenbruch Deutschlands Heimat- und Naturschutz und dergleichen „Nebensächlichkeiten“ keine Beachtung mehr fanden, ging auch die Mühle den Weg alles Brennbares. Zwar versuchten auch damals Heimatfreunde, die Mühle zu erhalten, aber es war ihnen nicht möglich. So hat die kleine Mühle, die unter Denkmalschutz verfallen mußte, in „Deine Heimat“ eine bleibende Stätte gefunden. Wer mehr über die Geschichte dieser Oelmühle weiß, möge dies der Schriftleitung mitteilen,

1/4 der Strecke wurde sie mit Zahnrad betrieben, da die Steigerungen hier 1:18 bis 1:24 betragen. Zwei Tunnel von 150 und 106 m Länge bei Krummenau und Peterslahr mußten erbaut werden und 80 Brücken, von denen 12 über die Wied führen.

Die Einweihung der Bahn erfolgte mit großen Feierlichkeiten am 30. 9. 1912. Nachdem bereits am frühen Morgen ein Sonderzug die Gäste aus Altenkirchen nach Linz gebracht hatte, fuhr dort der offizielle Festzug um 11.30 Uhr mit den Gästen aus dem Kreise Neuwied und um 12 Uhr ein zweiter mit den Gästen aus dem Kreise Altenkirchen nach Neustadt ab. Die Bahnhöfe waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt, die Einwohner der Ortschaften waren herbeigeeilt, Vereine und Schulen bereiteten auf allen Stationen festliche Empfänge. In Neustadt wurden die beiden Züge vereinigt und dann ging es durch das Wiedtal Altenkirchen zu, wo ein festlicher Empfang mit Festessen und Musik die Feier beschloß. Der Kurort Flammersfeld hatte seinen Bahnhof und war nun mit der Welt verbunden.

Im zweiten Weltkriege wurde die Brücken auf der Strecke Flammersfeld - Peterslahr zerstört und die Bahn nur wieder bis zu dem neuerrichteten Hilfsbahnhof Mettelshahn bei Ehrenstein in Betrieb genommen. Da auch die Straßenbrücke bei Peterslahr zerstört war, war die direkte Verbindung mit dem Rhein bei Linz bis 1949 unterbrochen. Nachdem 1949 eine neue Straßenbrücke bei Peterslahr erstellt war, nahm die Bundesbahn den Verkehr Linz - Flammersfeld - Altenkirchen mit Kraftwagen auf. Bis Neustadt verkehrten allerdings noch Züge und nur wenige Omnibusse befuhren die ganze Strecke. Wenn wir aber in diesem Jahre, da die Bahn 40 Jahre besteht, den Sommerfahrplan betrachten, müssen wir feststellen, daß der Personenverkehr, mit Einführung dieses Fahrplanes, ganz auf Kraftwagen verlegt ist. Wohl die Wenigsten, die einst hofften, die Bahn würde noch einmal ausgebaut, werden nun diese Hoffnung aufrecht halten. Für den Luftkurort Flammersfeld hat diese Frage inzwischen sowieso jede Bedeutung verloren, da der Ort durch Bundespost, Bundesbahn und private Kraftwagenlinien heute über bedeutend günstigere Verkehrsmöglichkeiten verfügt. Das Zeitalter der Eisenbahn, so wichtig sie vor 40 Jahren war, ist für Flammersfeld Vergangenheit geworden.

Die Wasserleitung

Eine weitere Notwendigkeit war der Bau einer Wasserleitung. Ein Kurort ohne Wasserleitung ist einfach unvorstellbar, besonders wenn an und für sich sehr wenig Brunnen vorhanden sind. Wir Heutigen können uns das Leben ohne den Wasserhahn kaum noch vorstellen und wenn die Wassernot der hinter uns liegenden Jahre uns zwang, mit den Eimern zu den Brunnen oder Bächlein zu laufen, dann war dies schon eine Sache, über die man weidlich schimpfte.

Aber gleichzeitig mit den Bemühungen um den Bahnbau setzten auch die Bestrebungen ein, dem Orte eine Wasserleitung zu geben. Es war zuerst geplant, mittels eines Windmotors das Wasser in einen an der Asbacher Straße (heute Siebengebirgsstraße) zu bauenden Hochbehälter zu pumpen und so den Ort zu versorgen. Über diesen Plan wurde dann in einer Gemeinderatssitzung am 5. 3. 1904 beraten und folgender Beschluß gefaßt: „Wir sind bereit, der Anlage einer Wasserleitung zuzustimmen, wenn 1/3 der Anschlagskosten als Beihilfe gewährt werden und ausreichend festgestellt ist, daß gutes und einwandfreies Wasser vorhanden. Hinsichtlich des Projektes (53 000) ist uns bei der großen Höhe des Anschlages des Wiesenbaumeisters Schäfer aus Altenkirchen erwünscht, noch über weitere Kraftanwendungen unterrichtet zu werden und beantragen, ein Prospekt der Dresdener Windmotorenfabrik, das kostenlos verteilt wird, sowie einen Anschlag über Anwendung eines Wasserrades herbeizuführen, um ein Urteil über die Zweckmäßigkeit und Billigkeit der Anlage zu gewinnen. Es erscheint uns weiter von großer Wichtigkeit, den Hochbehälter nicht an der jetzt projektierten Stelle - Asbacher Straße -, sondern in der Nähe der Eichener Schule zu errichten, um die höher gelegenen Häuser unseres Ortes besser bedienen und eventuell auch Wasser an die Gemeinden Eichen und Rott abgeben zu können.“

Scheinbar brachten die eingeholten Erkundigungen aber nicht das erwünschte Ergebnis

und der Bau der Wasserleitung zog sich immer weiter hin. So hieß es denn im Geschäftsbericht des Westerwald-Klubs (Zweigverein Flammersfeld) über das Jahr 1908/09: „Die Zahl der Sommerfrischler in Flammersfeld nimmt von Jahr zu Jahr zu. Der Fremdenbesuch würde noch stärker sein, wenn endlich die langersehnte und geplante Wasserleitung gebaut werden könnte. Bis jetzt waren alle Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich“. Die Zahl der Sommerfrischler betrug 1909 590 Personen. 1910 waren es 758 und 1911 lesen wir dann im Jahresbericht: „Bahnhof und Wasserleitung im Bau, damit dürfte der letzte Makel unserer Sommerfrische fallen“.

Endlich . . . Im Jahre 1912 wurde die Wasserleitung fertiggestellt und im Juli in Betrieb genommen. Eine Wasserleitung, die ohne jegliche Hilfsmittel arbeitete, aber dafür auch eine Länge aufwies, wie es nicht gerade oft vorkam. Die Quelfassung erfolgte auf der Willroth Höhe, von wo das Wasser dann in einer 13 km langen Leitung durch das Grenzbachtal, durch die Wied und wieder die Höhe hinan in den Hochbehälter bei Eichen geführt wurde. Vom Hochbehälter aus erfolgte die Versorgung der Gemeinden Eichen und Flammersfeld. Flammersfeld verfügte nun über eine natürliche Wasserleitung mit gutschmeckendem, frischen Quellwasser und hatte nun auch diesen Mangel eines Kurortes beseitigt.

Doch kaum war die neue Wasserleitung in Benutzung genommen, als Ende August 1912 in Flammersfeld Typhus ausbrach. Nach einem Bericht vom 15. 10. 12 war die Seuche von Sommerfrischlern eingeschleppt worden. Aber wie immer, gab es auch hier Zweifler und bald war man sich darüber klar, daß die Erkrankung vom Leitungswasser herrühren müsse, zumal die meisten Erkrankungen in Willroth, Eichen und Flammersfeld auftraten. Doch mögen die Berichte aus jenen Tagen darüber erzählen:

15. 10. 12: „Seit Ende August 1912 sind in den Orten Flammersfeld und Eichen zahlreiche Erkrankungen an Typhus vorgekommen, ebenso einzelne Fälle in Strickhausen und Berzhäusern, besonders viele auch in Willroth bei Horhausen. Die meisten Kranken liegen in den Krankenhäusern zu Altenkirchen, Dierdorf und Asbach. Sterbefälle sind bis heute bei 2 Kranken vorgekommen, eine 28jährige Frau in Eichen und ein 5jähriger Knabe in Flammersfeld. Sonst scheint die Seuche, die von Sommerfrischlern eingeschleppt worden sein soll, einen gutartigen Verlauf zu nehmen. Auch hat sie nicht weiter um sich gegriffen“.

Bericht vom 15. 11. 12: „Um eine Übertragung der tückischen und ansteckenden Krankheit zu verhüten, wurden durch Anordnung des Landratsamtes die Schulen in Flammersfeld und Eichen gleich nach Schluß der Herbstferien wieder auf 14 Tage geschlossen. Inzwischen hat der Typhus wieder 2 Opfer gefordert, und zwar 2 junge Mädchen aus Flammersfeld im Alter von 22 Jahren“.

Bericht des Bürgermeisters Heymann in der Koblenzer Zeitung vom 12. 11. 12: „Die vor einiger Zeit gemeldete Typhusepidemie in der hiesigen Gegend hat bei weitem nicht den Umfang, den man den Meldungen einzelner Zeitungen entnehmen könnte. In der Bürgermeisterei Flammersfeld sind seit Mitte September 46 Typhusfälle zu verzeichnen, und zwar: in Willroth (2 1/2 Stunden von Flammersfeld entfernt) 5 Fälle, in Berzhäusern (1/4 Std. entfernt) 1 Fall, in Strickhausen (1/2 Std. weit) 2 Fälle, in Eichen (20 Min. weit) 20 Fälle, in Flammersfeld selbst 18 Fälle. Die 18 Fälle in Flammersfeld verteilen sich auf 11 Häuser, von denen 7 Häuser sofort durch Überführung der Kranken in Krankenhäuser geleert wurden, nur in 4 Häusern wurden 5 Kranke durch eine besonders bestellte Pflegerin gepflegt, eine dieser Kranken ist gestorben, die übrigen 4 sind genesen. Von den in Krankenhäusern untergebrachten 13 Kranken sind 2 gestorben, 8 sind genesen hierher zurückgekehrt, 3 befinden sich noch in Krankenhauspflanze, 2 von diesen werden in den nächsten Tagen als geheilt zurückkehren. In Eichen sind 2 Kranke gestorben, die übrigen sind fast völlig genesen. Die Kranken in Berzhäusern und Strickhausen sind genesen“.

Mitteilung des Bürgermeisters Heymann an die Gemeinden Flammersfeld und Eichen über die im Dezember 1912 erfolgte amtliche Untersuchung des Leitungswassers:

„Die chemische und bakteriologische Untersuchung durch das königliche Medizinaluntersuchungsamt zu Coblenz hat ergeben, daß das Wasser der Wasserleitung Flammersfeld - Eichen durchaus einwandfrei ist.“

Die Wasserproben sind von dem Vorsitzenden des Untersuchungsamtes am 17. 12. 12 persönlich entnommen worden, und zwar aus jedem Quellfluß an der Quelfassung bei Willroth eine Probe, in der Schule zu Eichen und im Bürgermeisteramt eine Probe, so daß eine mehrmalige Untersuchung des Wassers stattgefunden hat.

Eine bereits vor 3 Wochen durch den Kreisarzt vorgenommene chemische Untersuchung hatte ebenfalls ein einwandfreies Ergebnis. Nach diesem Befunde bestehen keine Bedenken, das Wasser auch unabgekocht zu genießen. Die Untersuchungsateste liegen zu jedermanns Einsicht 4 Wochen lang auf dem hiesigen Büro auf. Wie das von privater Seite herbeigeführte für die Leitung ungünstige Attest zustande gekommen ist, darüber ist eine Untersuchung eingeleitet.

Eine Untersuchung der Leitung wird für die Folge halbjährlich erfolgen.

gez.: Heymann, Bürgermeister“.

Einen abschließenden Bericht gab das Altenkirchener Kreisblatt am 14. 2. 1913: „Die nunmehr erloschene Typhusepidemie, die im Sommer des vergangenen Jahres in Flammersfeld und Eichen ausgebrochen war, hatte Veranlassung gegeben, das Wasser der beide Orte versorgenden Wasserleitung einer wiederholten Untersuchung durch das königliche Medizinaluntersuchungsamt in Coblenz unterziehen zu lassen. Das Ergebnis der Untersuchung hat die von vornherein bestehende Meinung, daß der Ausbruch der Epidemie nicht dem Wasserleitungswasser zuzuschreiben ist, in vollem Umfange bestätigt.“

Sowohl die bakteriologische als auch die chemische Untersuchung hat nachgewiesen, daß in dem Wasser irgendwelche die Genießbarkeit beeinträchtigende oder die Gesundheit gefährdenden Stoffe nicht vorhanden sind. Damit kann als festgestellt gelten, daß die Krankheit von außen eingeschleppt worden ist. Die angestellten Ermittlungen haben dann auch die Quelle der Ansteckung und den Weg, den die Ansteckung genommen hat, nachgewiesen. Übrigens sprach der Verlauf der Krankheit von vornherein gegen eine Wasserinfektion“.

Damit wurde das Kapitel „Typhusepidemie“ abgeschlossen und mancher Kurgast hat in den folgenden Jahren den guten Geschmack des Wassers gelobt. Aber die Wasserleitung, mit großen Kosten erstellt, zeigte bereits nach 6 Jahren, daß sie im Sommer den an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen war. Erstmals im Juli 1918 mußte sie wegen Wassermangel für zwei Tage abgestellt werden.

Dies wiederholte sich dann in den Folgejahren derart oft, daß starke Einschränkungen für den Wasserverbrauch im Sommer erlassen werden mußten und wieder Benachteiligungen des Fremdenverkehrs eintraten. Aber es wurde doch noch 1935 darüber, bis eine Erweiterung der Wasserleitung durchgeführt werden konnte. Zwei Quellen wurden erfaßt: der Katzwinkels Born im Winkel und der Hower Born, deren Wasser durch ein in Hoben errichtetes Pumpwerk in die Wasserleitung des Ortes Flammersfeld gepumpt wurde. Doch auch dies reichte keineswegs aus, und so wurde 1949 ein weiterer Erweiterungsbau der Wasserleitung durchgeführt.

Unweit von Bruch wurde im Wiedtal, nahe der alten Wasserleitung, eine Wassergewinnungsanlage gebaut und ein Pumpenhaus errichtet. Da eine Reparatur der alten Leitung zu kostspielig war, wurde sie ebenfalls in die neue Anlage geleitet und bringt, da der Gegendruck wegfällt, genügend Wasser heran. Durch eine Pumpe wird das Wasser nun in den Hochbehälter bei Eichen gedrückt. Damit dürfte die Wasserversorgung für die Orte Flammersfeld und Eichen als endgültig gesichert angesehen werden können.

Hat die Eisenbahn in ihrem vierzigsten Jubeljahre alle einst so große Bedeutung für Flammersfeld verloren, so hat doch die Wasserleitung sie nicht nur behalten, sondern - wie wir sehen - bis zu ihrem 40jährigen Bestehen manche Erweiterung erfahren müssen, um Flammersfeld seine Bedeutung als Kurort im Westerwald zu wahren.

Urkunde

zur Stadterhebung von Altenkirchen 1314

Abschrift!

Übersetzung der Urkunde

XXIV 75.

Ludwig, von Gottes Gnaden Römischer König, allezeit Mehrer des (Heil. Römischen) Reichs, entbietet allen Getreuen, die vorliegenden Brief einsehnen werden, seinen Gruß und alles Gute.

Auch wenn Wir für den Vorteil und das Wohlergehen der Untertanen und Getreuen des Reichs gnädiglich sorgen, machen wir sie hierdurch geneigter in günstigen Zeiten ihren Gehorsam gegen Uns und das Reich zu erweisen. Indem Wir daher den Erweis seiner aufrichtigen Ergebenheit und die Echtheit seiner Treue sowie den ergiebigen Gehorsam bedenken, den (Unserer) Majestät und Unserem Reiche der Edle, Gottfried Graf zu Sayn, unser Geliebter und Getreuer, bisher erwiesen hat und auch, wie wir für die Zukunft glauben, wird in Treuen späterhin erweisen können, so halten Wir's für recht, nicht nur gegen ihn selber deswegen, sondern auch gegen seine Untertanen, Menschen wie Lande, bei der Gewährung von Gnaden und entsprechenden Ehren freigebig zu sein. Daher kommt es, daß Wir demselben Grafen mit Rücksicht auf Obengesagtes eine besondere Gunst erweisen wollen und mit Berücksichtigung seiner untertänigen und dringenden Bitten den untenaufgeführten Ortschaften, nämlich Hachenburg, Altenkirchen und Weltersberg und den Leuten beiderlei Geschlechts, die jetzt oder in Zukunft dort wohnen oder in dem als dazu gehörig anerkannten Gebiet wohnen werden, alle Freiheiten, Rechte und Ehren, deren unsere Stadt Wetzlar und andere ebendort gelegene Städte und Orte des Reiches sich erfreuen und sich erfreut haben bis heute, kraft Unserer königlichen Machtvollkommenheit zugestehn und gewähren, indem Wir mit Gegenwärtigem verfügen, daß sie derselben (Rechte) wie früher in Freiheit sich erfreuen und genießen sollen. Es soll daher keinem einzigen Menschen gestattet sein, dieses Blatt mit Unserer Gewährung und Schenkung zu verletzen oder ihm bei irgend einem wilden Wagnis entgegen zu handeln; sollte das dennoch jemand zu tun versuchen, so soll er wissen, daß er Unsern schweren Zorn zu gewärtigen haben wird.

Zum Zeugnis dessen haben Wir gegenwärtiges Schreiben verfassen und mit Unserm Hoheitszeichen versehen lassen. Gegeben zu Bucharach am 17. Januar im Jahre des Heils 1314, in der 14. Indiktion, im 1. Jahre Unserer Herrschaft.

L. S.

Auf dem Siegel: Ludwig v. G. G. Röm. Kaiser. Bild: Kaiser sitzt mit seinen Herrschaftszeichen auf seinem Thron.

Von und zum Bruch

In „Haus und Herrschaft Bruch“ Deine Heimat 1950, schrieb ich: „Im frühen Mittelalter soll Bruch eine selbständige Herrschaft und im Besitz der Herren von und zum Bruch gewesen sein. Jedoch ist dieses Geschlecht bisher in keiner Urkunde festgestellt worden und die mündliche Überlieferung nicht bestätigt.“ Diese Ansicht vertraten neben mir auch andere Heimatforscher. Im Januar dieses Jahres konnte ich die Urkundenregesten des Fürstlich Wiedischen Archivs wieder einmal durchsehen und stieß dabei auf folgenden Urkundenauszug:

„1359. Ruprecht von und zum Bruch und Koberstein verkauft Graf Joh. Wilh. zu Wied für 600 Gulden 1/2 Hof Jacobshaan.“

Mit dieser Urkunde ist die Existenz eines Geschlechtes von und zum Bruch bewiesen.

Nun wird allerdings Bruch bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Isenburger Besitz genannt und kommt durch Heirat bereits an Gottfried I. von Sayn. Demnach muß Bruch also schon vor 1264 zu Sayn gehört haben. Waren nun die Kobersteiner, die ja zum niederen Adel der Sayner Grafschaft gehörten, als Verwalter oder sogenannte Burggrafen in der Herrschaft Bruch eingesetzt? Jedenfalls waren sie den Saynern verpflichtet, denn 1380 am 29. April stellt ein Johann von Coverstein den Fehdebrief an Wied aus; wegen Sayn. Es steht also fest,

Neue Heimatliteratur aus dem Kreis Altenkirchen

Wenn in einer Veröffentlichung im vergangenen Jahre behauptet wurde, der Kreis Altenkirchen sei arm an Heimatliteratur, so ist dies doch nicht so sehr der Fall, wie es Uneingeweihten erscheinen mag. Bis zum zweiten Weltkrieg sind immerhin 14 wesentliche Bücher oder Broschüren über den Kreis Altenkirchen oder Teilgebiete desselben erschienen. In dieser Zahl sind nicht ausgesprochene Heimatromane enthalten wie z. B. Spielmanns „Balzar von Flammersfeld“ usw. Eine Übersicht dieser Bücher wird am Schluß gegeben. Beachtliche Fortschritte machte die Heimatliteratur nach 1945. Es ist immer so, daß man sich in Notzeiten auf die Heimat besinnt und wenn sich dann noch ein Verlag findet, der diese Arbeit unterstützt, dann kann manches gute Werk in die Hände der Heimatfreunde gelegt werden. Im Kreise Altenkirchen traf nun beides zusammen. Männer, die sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte ihrer Heimat beschäftigten und im Verlag der Siegerland-Druckerei ein Herausgeber, der sich der Sache mit der gleichen Liebe zur Aufgabe annahm, wie sie die Verfasser beseelte. Hier sollen nun nur noch die 1951 erschienenen Bücher besprochen werden, da die anderen bereits früher in „Deine Heimat“ gewürdigt wurden.

Wissener Heimatbuch, Verlag: Sieg-Post-Druckerei, Wissen, Herausgeber: Wissener Heimatfreunde.

Das Buch bringt in zahlreichen Einzeldarstellungen ein reiches Bild des Wissener Raumes. Vergangenheit und Gegenwart treten in bunter Folge an den Leser heran und zeugen vom Leben im Wissener Raum. Wohl macht der erste Teil: Unsere Heimat, bei flüchtigem Durchblättern den Eindruck, als seien die Beiträge etwas wahllos zusammengestellt, doch wird der Leser bald merken, daß dem nicht so ist. Beiträgen über das rein Geschichtliche folgen solche des Kirchengeschichtlichen, des Schulwesens und der sonstigen amtlichen Institutionen. Abgeschlossen wird der erste Teil mit Darstellungen über die beiden Weltkriege. Hier ist besonders anzuerkennen, daß unter den Kriegsoptionen auch die gefallenen und ermordeten Angehörigen der inzwischen in Wissen angesiedelten Heimatvertriebenen aufgeführt sind. Der zweite Teil: „In Wissen erzählt man...“ bringt Auszüge aus der Amtschronik, sowie Berichte zum Volks- und Brauchtum. Hier wird des Hondagnachens, der Dilldappenjagd, des Schönsteiner Volksfestes und so manches anderen Festes gedacht. Die Erschaffung des Siegerlandes und Proben Wissener Humors rufen manches Schmunzeln hervor. Der dritte Teil ist dem Vereinsleben gewidmet, während der vierte und fünfte Teil ausschließlich das Industrie- und Wirtschaftsleben schildert. Ein Buch, das in seiner Vielfalt nicht nur dem Heimatfreund, sondern jedem - und suche er auch nur etwas über sein feierabendliches Steckenpferd im Vereinsleben zu finden - eine Menge interessanter Aufsätze zu bieten hat. Es ist eine wirkliche Bereicherung unserer Heimatliteratur.

Als weiteres Heimatbuch erschien 1951 „Dr. August Wolf, Geschichte von Betzdorf“, Sieglblätter-Verlag, Betzdorf.

Während die Bücher von Herdorf und Wissen das Bild der Heimat durch die Feder verschiedenster Mitarbeiter zeichnen, ist das Betzdorfer Buch von Oberstudienrat i.R. Wolf in langjähriger Arbeit gestaltet und wirkt in seinem ganzen Aufbau einheitlicher und geschlossener. Das dreiteilige Werk bringt auf 500 Seiten und einem fast hundertseitigen Inseratenanhang eine Fülle heimatkundlichen Wissens, das übersichtlich und gut verständlich angeordnet ist. Der erste Teil führt in die natürliche Landschaft ein. Erdgeschichtliche Abhandlungen, Untersuchungen der Siedlungsgemeinschaft, Be-

richte über die Menschen im Aufbruch der Geschichte sowie eine Behandlung der den Druidenstein umschwebenden Fragen sind der Inhalt dieses Teiles. Der zweite Teil schildert das Leben in der Zeit von etwa 1000 bis 1815. Hier werden dem Leser das Wirken der Landesherren und der kirchlichen Führungsmächte, das Verwaltungs- und Gerichtswesen, der niedere Adel und die ersten Betzdorfer Sippen vor Augen geführt. Anschließend folgt eine gründliche Darstellung der zum Amte gehörenden Dörfer, des Wirtschaftslebens und des allgemeinen Lebens. Den Abschluß dieses Teiles bildet eine wissenschaftliche Untersuchung der ehemaligen Kapelle St. Barbara. Der dritte und weit-aus umfangreichste Teil schildert die Zeit ab 1815. Das Hineinwachsen in die neue Zeit der Technik und des Verkehrs und die Entwicklung aller Gebiete werden beleuchtet. Die öffentlichen Einrichtungen werden beschrieben, wobei dem Schul- und Kirchenwesen ein breiter Raum gewidmet ist. Die durch den allgemeinen Strukturwandel bedingten sozialen Fragen werden ebenso betrachtet, wie das Betzdorfer Vereinsleben. Dieser Teil schließt mit dem Kapitel Krieg und Frieden, welches die Kriegszeit von den Freiheitskriegen bis zum zweiten Weltkrieg umfaßt. Ein Anhang mit Namensverzeichnissen, Archivhinweisen usw. leitet dann zu dem oben erwähnten Inseratenanhang über.

In der Geschichte von Betzdorf ist uns ein Heimatbuch in die Hände gegeben, wie es in seiner Geschlossenheit und dem streng wissenschaftlichen Aufbau bisher noch nicht vorgelegen hat.

In diesem Zusammenhang muß noch ein Buch besprochen werden, das im Ausland erschien und doch eine gewisse Bedeutung für einen Teil des Kreises Altenkirchen hat:

Pfarrer Nicolas Theis: „Der Luxemburger im Westerwald“, Verlag: St. Paulusdruckerei, Luxemburg.

Es ist, als Erlebnisbericht aus den Jahren 1944/45, in die Reihe der Kriegsbücher zu zählen und keineswegs ein Heimatbuch. Da es aber das Kriegsgeschehen, insbesondere aber die Verhältnisse im Kirchspiel Horhausen, dem südlichsten Zipfel unseres Kreises, schildert, ist es für die Einwohner dieses Gebietes von geschichtlicher Bedeutung. Es ist allerdings ein Buch, von dem man sagen kann, es sei mit seinem Hinweis auf die „Kollektivschuld“ und mit seiner Mahnung an die Deutschen: „Lasset die Finger von Flinte und Pulver“ fünf Jahre zu spät erschienen. Es hat überhaupt mehr negative Seiten als, in unserem Sinne, positive. Aber wir wollen dem Verfasser zugute halten, daß sein Aufenthalt im Westerwald nicht in einer friedlichen Zeit erfolgte, sondern daß er aus der Heimat Luxemburg hierher verbannt wurde. Wenn er über seinem eigenen Leide und dem seiner luxemburgischen Heimat das Gefühl für das Leid der Deutschen verloren hat, wir wollen es verstehen. Daß er aber beim Anblick der Stadt Koblenz zum Brevier griff und die Fluchpsalmen betete, daß er die, durch wohl ebenso großes Leid gegangenen Deutschen aus den Balkansiedlungen ein Räubervolk nennt, nehmen wir nicht unwidersprochen hin. Mögen diese Äußerungen auch menschlich noch so verständlich sein, als Zeugnis für die christliche Haltung eines Priesters sind sie nicht anzusehen. Wie gesagt, das Buch hat viele derartig negative, wohl allzumenschliche Stellen. Was es wertvoll für uns macht, sind die Schilderung der Menschen und der Kriegereignisse im Westerwald. Der Verfasser schreibt selbst, daß er als Feind der Deutschen seinen Weg in den Westerwald antrat. Er sah also mit den Augen des Feindes die Menschen seines Pfarrsprengels und wenn er dann doch Worte voll des Lobes über sie findet, dürfen wir wohl annehmen, daß diese Menschen wirklich so sind. Seine ganze Achtung zollt er in seinem Buche den Bergleuten bei ihrer schweren Arbeit in der Nacht der Erde. Die Schilderung der Kriegereignisse im Horhausener Raum ist durchaus subjektiv und schließt damit eine Lücke, da aus deutscher Feder wenig darüber zu erfahren sein wird, denn die meisten Westerwälder, die darüber berichten könnten, standen in den Tagen, fern der Heimat, in Kampfhandlungen und

daß die Kobersteiner zum Saynischen Landadel gehörten, es steht auch fest, daß sie sich, zeitweilig wenigstens, von und zum Bruch nennen. Daß aber Bruch eine selbständige Herrschaft unter diesen war, wie bisher angenommen wurde, dürfte falsch sein, denn zu der Zeit, da die Kobersteiner diesen Namen führten, waren bereits die Sayner Besitzer von Bruch. Wer kann weitere Hinweise geben?

erlebten die schwersten Stunden der Heimat nicht mit. Der Schluß des Buches aber zeigt, daß der Aufenthalt unter den Westerwäldern doch gute Folgen hatte. Deshalb sei er hier im Wortlaut angefügt:

„Meine Verbannung in den Westerwald wurde mir zum großen Gewinn. Ich bin auch drüben der Luxemburger geblieben, aber Europäer geworden. Meine Luxemburger Heimat habe ich wiedergefunden und ich danke Gott dafür. Aber heute glaube ich über unsere Grenzpfähle hinweg an Europa. Ich glaube an den Menschen, den natürlichen, unverdorbenen, christlichen Menschen. Überall habe ich ihn gefunden. Auch in Deutschland.“

Um dieser Erkenntnis willen, zu der die Haltung des Westerwälders Wesentliches beigetragen hat, sei uns das Buch willkommen.

Übersicht über bisher erschienene Bücher aus dem Kreise Altenkirchen: 1. Dahlhoff: „Geschichte der Grafschaft Sayn“ 1874, 2. Pfarrer Kröll: „Geschichte der Pfarrei Gebhardshain“ 1882, 3. A. Ribbentrop: „Beschreibung des Bergreviers Daaden-Kirchen“ 1882, 4. A. Lang: „Der Kreis Altenkirchen“ 1892, 5. K. Bückart: „Beiträge zur Ortskunde und Geschichte von Betzdorf und Umgebung“ 1914, 6. Lichtenberger: „Aus der Vergangenheit saynischer Geschichte“ 1920, 7. Rausch: „Geschichte des Kreises Altenkirchen“ 1921, 8. Sienemus: „Geschichte des evgl. Kirchenkreises Altenkirchen“ *) 1925, 8. Dr. Klein: „Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Altenkirchen seit Anfang des 19. Jahrhunderts“ 1926, 10. Dr. Holschbach: „Volkskunde des Kreises Altenkirchen“ 1928, 11. R. Semmelroth: „Die Freusburg, Bilder aus ihrer Geschichte“ 1930, 12. Dr. Rötter: „Aus den Tagen der Vorzeit“ 1930, 13. J. Hoffmann: „Land an der Wied“ **, 14. W. Kückes: „Die evangelische Kirche und Kirchengemeinde Daaden“ 1936, 15. O. Becher: „Chronik und Heimatkunde der Gemeinde Mudersbach“ 1949, 16. J. Hoffmann: „Herdorfer Heimatbuch“ 1950, 17. „Wissener Heimatbuch“ 1951, 18. Dr. Wolf: „Geschichte von Betzdorf“ 1951, 19. N. Theis: „Der Luxemburger im Westerwald“ 1951 und als 20. ist für 1952 bereits angekündigt: Fuhrmann: „Betzdorfer Pfarrchronik“.

Für ein Gebiet, wie den Kreis Altenkirchen, immerhin eine stattliche Reihe. Anspruch auf Vollständigkeit stelle ich nicht, da mir das eine oder andere Werk lokalen Charakters unbekannt geblieben sein kann; immerhin bringen diese Bücher aber jedem Heimatfreund viele Anregungen.

- K -

*) Da mir die Bücher durch die Kriegereignisse verloren gingen, kann ich den genauen Titel nicht angeben. Bisher habe ich vergeblich nach dem Buch - es erschien in drei Heften - geforscht.

***) Das Erscheinungsjahr ist mir nicht bekannt.

• Buchbesprechung •

Josef Rinscheid: „... Noch einmal meine Kinder sehen“.

Ein kleines - im Selbstverlag erschienenes - Heftchen, das auf 27 Seiten uns eine Geschichte aus der Zeit der Hexenverfolgung im Wildenburger Lande vor Augen führt. Männer und Frauen bekennen sich schuldig, Zauberer und Hexen zu sein, obwohl sie wissen, daß dies alles doch eine Unmöglichkeit ist. Aber wie sollen sie sonst den Quai der Folter entgehen? Und ist es nicht einfacher, wenn man schon sterben muß, ohne die tagelangen Schmerzen einer Folter zu sterben, die einen doch schließlich zum Bekennen und damit zum Sterben zwingt? So schreitet auch Mutter Agnes, nachdem sie noch einmal ihre Kinder gesehen hat, im Bewußtsein ihrer Unschuld und sich doch zur Hexerei bekennend, zum Richtplatz. Das Heftchen ist die Vorgeschichte zu der Veröffentlichung Rinscheids in „Deine Heimat“ 1950, Nr. 1-3. Ein Kulturbild, das jedem Heimatfreund, aber auch den Schulen empfohlen werden kann.

Dr. E. G. Zitzen: „Scholle und Strom“, Rheinischer Agrargeschichtlicher Wortschatz, 2. Lieferung, Rheinischer Landwirtschaftsverlag, Bonn.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in einem umfangreichen Wörterbuche, das leider nur in einzelnen Lieferungen heraus-

Die Geschichte vom Schatz im Burgbrunnen zu Hohenseelbach

Von Josef Hoffmann, Herdorf

Etwa zehn Jahre vor dem Siebenjährigen Krieg, wahrscheinlich 1746, treiben sich zwei dunkle Gestalten auf der einsamen Kuppe des Hohenseelbachkopfes herum. Jung-Stilling, der Freund Goethes, der bekanntlich in jenen Jahren ebenfalls den Hohenseelbachkopf besuchte (und ihn später literarisch verewigte), hätte ihnen dabei ganz gut begegnen können.

Sie schleppen dünne Kupferplatten mit sich, auch Stanzeisen und einen kräftigen Hammer. Diese Dinge tragen sie an die breite Mundöffnung des seit damals 400 Jahren verschütteten Burgbrunnens. In sechs Meter Tiefe sehen sie die Basaltbrocken liegen, die den übrigen Brunnen, 30 Meter tief, ausfüllen. Mit Hilfe eines Seiles läßt sich einer hinab, und der andere läßt dann an dem Seil die Gerätschaften in die Tiefe. Dann ist er bei seinem Kumpan.

Der vier Meter breite Brunnenmund, rings von Gebüsch umwuchert, läßt von oben genug Licht einfallen. Hier sind sie sicher. Hier wollen sie falsches Geld machen und reiche Leute werden. Stanzeisen haben sie zur Hand. Das eine trägt die Prägung: „2 Heller - 1744“, das andere: „4 Heller - 1746“.

Das Stanzeisen wird auf eine der dünnen Kupferplatten gesetzt; eine geeignete Unterlage ist zur Hand. Ein kräftiger Schlag mit dem Hammer, und das erste Falschgeldstück ist fertig. Es bekommt noch die Prägung von der Rückseite. Nun kann es getrost drunten im Tal in Zahlung gegeben werden.

Vielleicht ging es auch etwas schwieriger dabei zu. Jedenfalls: dieses Handwerk ernährte seinen Mann!

Dann machten sie die Probe aufs Exempel; im Tal nahm man ihnen anstandslos die selbstgemachten Heller ab und gab ihnen was sie verlangten, sei es Brot, Salz, Wurst und Speck oder Schnaps. Die Heller als Münzen waren ja erst vor kurzem neu eingeführt worden. Und den Falschmünzern schien es gleichgültig zu sein, ob sie selbst oder einer der Herren Grafen von Sayn oder Hachenburg „Münzen schlugen“. Ihre Münzen waren genau so viel wert wie die Münzen jener hohen Herren: nämlich so viel wert wie das Kupfer, aus denen sie geprägt waren!

Der Brunnen war ihnen alles: Versteck, Werkstatt, Heim und Heimat, wenigstens in den Nächten. Am Tage konnten sie droben in der Sonne liegen und sich den Wind von Hohenseelbach um die Nase wehen lassen. Sie konnten auch, wenn sie wollten, hinüberschauen über den Westerwald bis zum Siebengebirge am Rhein oder tief hinein ins Siegerland oder drüben ins Bergische. Hier

war ein herrlicher Erholungsaufenthalt, und an Geld fehlte es nicht: ein ganzer Sack voll stand bereit und wartete darauf, ausgegeben zu werden.

Eines Tages aber wurden sie geschnappt. Hatte jemand erkannt, daß die beiden falsches Geld ausgaben? Sie wurden geschnappt, gleich wieso! Und nun war es aus mit dem herrlichen schönen lieben Leben; der Galgen wartete auf sie.

Aber wenn sie schon selbst von ihrem Schatz nichts mehr haben sollten, dann auch kein anderer: kein Sterbenswörtchen sagten sie von dem Sack voll Geld droben in dem Brunnen auf Hohenseelbach. Verbissen fühlten sie den Strick um den Hals. Verbissen erstiegen sie - einer nach dem anderen, vom Henker im roten Gewand geführt - die Leiter. Verbissen schauten sie hinab auf das gaffende Volk und dann hinauf nach dem Hohenseelbachkopf, wo nun der Sack Geld vergeblich auf seine Herren wartete, die statt ein fröhliches Leben zu führen, nun dort unten auf den Sprossen standen, den Strick ums Genick. Und schon gab ihnen der Henker einen plötzlichen Stoß, daß sie, der eine eine Sekunde später als der andere, von der Leiter fielen und gurgelnd am Galgen baumelten, als bewege der Wind sie hin und her. Dann hingen sie still.

Das Volk verlief sich. Die Raben kamen noch Wochen und holten sich ihren Tribut. Die Leichen wurden heruntergeholt und unter dem Galgen begraben.

Aber droben auf dem Hohenseelbachkopf stand der Sack mit dem Geld... Der Siebenjährige Krieg kam 1756 und ging 1763 zu Ende. Der Sack stand noch. Die Französische Revolution brach aus 1789 und Napoleon schlug seine Schlachten gegen Preußen, Österreich und jeden, der ihm an den Kragen wollte. Er zog nach Rußland 1812, und kehrte zurück, verfolgt von Kosaken und anderen Feinden, verlor die Schlacht bei Leipzig und manche andere dazu. Marodeure kamen durchs Hellertal, raubten und stahlen und wußten nicht, daß droben auf dem Hohenseelbachkopf schon über ein halbes Jahrhundert ein Sack voll Geld stände, der nur darauf wartete, daß einer käme und ihn nähme. Denn jene, denen er gehörte, bedurften seiner nicht mehr. Er war herrenloses Gut, das dem gehörte, der es fand. Es war ein wahrer Schatz, den niemand hob. Denn noch war es „gutes“ Geld, gültiges Geld, nicht mehr und nicht weniger wert als das Geld der Herren. Kurz: der Sack stand und verfaulte. Das Geld rollte heraus und häufte sich auf den Basaltknorren.

Die 38er Revolution, der Krieg gegen Dänemark, gegen Österreich, gegen Frankreich brachen aus und gingen zu Ende. Das Geld lag auf einem Haufen. Seit 150 Jahren, seit fünf Generationen...

Im Jahre 1898, als man den Hohenseelbachkopf abzubrechen schon sechs Jahre vorher begonnen hatte, kletterte einer der Arbeiter in den Brunnen, als man ihn aufgerissen hatte, um auch den ihn umgebenden Basalt zu gewinnen. Und da fand er den Schatz: einen Haufen Geld! „Einen ganzen Sandsack füllten wir Geld!“, erzählte mir einer, der dabei war.

Und sie füllten sich die Taschen und spielten damit wie Kinder. Und daheim spielten die Kinder damit. Denn kein Mensch mehr wollte 2 oder 4 Heller, 1744 und 1746 geprägt, haben. Eben gut genug als Kinderspielzeug.

Man sprach viel davon im Hellertal, im Daadetal, im Westerwald und im Siegerland. Überall erzählte man von dem Schatz im Brunnen zu Hohenseelbach. Dann schwieg man davon, - bis einer kam, der auf solche Geschichten „aus“ war. Und als er die Geschichte von dem Schatz hörte - an den er erst nicht glauben wollten - da reimte er sich alles richtig zusammen. Und sie war nicht einmal erdichtet, nicht „Dichtung“, sondern „Wahrheit“: - die Geschichte vom Schatz im Burgbrunnen zu Hohenseelbach...

Schriftl. Dr. Hans Holzschneider, Altenkirchen.



DEINE HEIMAT



1952 / 2. Jahrgang

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

NUMMER 3

DIE RABENLEY

Eine Westerwaldsage, kulturgeschichtlich untersucht und neu erzählt von Josef Hoffmann, Herdorf

I.

Bei Ehrenstein im Wiedtal erhebt sich eine Felsgruppe „Die Rabenley“ genannt. „Ley“ ist der bekannte Ausdruck für „Stein“ und „Fels“. In anderen deutschen Sagen finden wir nicht selten den Namen „Rabenstein“. Wir haben in dem Wiedtal-Namen also nur eine mundartliche Auwandlung dieses sonstigen „Rabensteins“ vor uns. Über den „Rabenstein“ in der Kulturgeschichte sei im folgenden einiges ausgeführt.

Man neigt dazu, den Namen darauf zurückzuführen, daß am Rabenstein Raben (Krähen) sich besonders gerne aufhielten. Im Gegensatz zur Dohle liebt die Krähe Felspartien keineswegs in besonderer Weise. Richtig ist, daß die Raben, (Kolkrahe, Krähe, Dohle seien im folgenden mit dem Kennwort „Raben“ zusammengefaßt, die ja - mit Elster und Eichelhäher - zur Familie der Rabenvögel gehören) sich nur aus dem Grunde an solchen Rabensteinen ehemals gerne aufhielten, weil die Rabensteine Hinrichtungsstellen waren. Wo aber einer gehenkt oder sonstwie zu Tode gebracht wurde, blieb die Leiche zum Zwecke der Abschreckung anderer Missetäter so lange liegen oder hängen, bis die Raben sie skelettiert hatten. Und das dauerte je nach der Jahreszeit recht lange; und je nachdem der Rabenstein mehr oder weniger oft Schauplatz solcher Hinrichtungen war, wurde auch der Rabenstein entsprechend eifrig von den Schwarzkörnern umflattert. Man kann sich leicht vorstellen: das Treiben der Galgenvögel an solchen Stellen, wo jeder den Grund für ihre Anwesenheit kannte, war für die Vorfahren sehr eindrucksvoll, und es war naheliegend, daß solche Plätze, soweit Felsen dort waren, eben den Namen Rabenstein (oder -ley) erhielten, während wir anderswo nur vom „Galgenfeld“ u. ä. hören (z. B. bei Vierscheid unfern Waldbreitbach). Die Rabenley bei Ehrenstein war also ein alter Hinrichtungsplatz, wie man Richtstätten ohnehin gerne an auffälligen und hochgelegenen Plätzen einrichtete. Auch die unten folgende Sage von der Hexe an der Rabenley weist auf diese Tatsache hin, obwohl heute im Volk jede andere Erinnerung an die Rabenley als Richtstätte geschwunden ist. *)

II.

Wer die Kulturgeschichte der Rabenvögel kennt, *) kann nicht umhin zu behaupten, daß im Westerwald ehemals die Volksdichtung (Sage) sich ebenso vielfältig mit der Rolle der Raben an den Richtstätten befaßte, wie überall sonstwo in Deutschland; nur sind diese Kulturdokumente bisher nicht aufgezeichnet oder aber vom Volksmund vergessen worden, so daß wir also im folgenden an Hand gesamtdeutscher Sagedichtung übersehene oder vergessene Westerwalddichtung rekonstruieren können.

Da sei zunächst darauf hingewiesen, daß der Ausdruck „Rabenstein“ nicht nur die Hinrichtungsstätte kennzeichnete, sondern auch einen einzelnen, kleinen Zauberstein, den man mit Hilfe von Raben gewinnen konnte. Dieser Zauberstein - „Rabenstein“ - war allerdings nur sehr schwer zu gewinnen. So wie Siegfried erst einen Drachen erschlagen und sich in dessen Blut baden mußte, um die Sprache der Vögel zu verstehen, so konnte man auch mit Hilfe des Rabensteins die Vogelsprache verstehen lernen. Dieser Rabenstein aber bildete sich nur in dem Körper eines Raben, nachdem dieser hundert Gehenkten die Augen ausgehackt hatte. Der Rabe legte dann statt eines

Eies einen Stein, eben den „Rabenstein“. Ging man um Mitternacht im Winter in den Wald, so sah man die Umgebung erleuchtet wo der Baum mit dem Rabenstein stand, den Baum selbst aber konnte man nicht sehen; denn der Stein machte seinen Träger - in diesem Falle: den Baum - unsichtbar. Man fand den Baum dadurch, daß man eine Stelle

suchte, wo im unsichtbaren Lichtkreis des Steins der Schnee geschmolzen war; dann ertastete man den Baum, stieg hinauf, umkletterte dreimal mit geschlossenen Augen die Krone und ertastete das Nest mit dem Stein. Ergriff man ihn, so war man selbst sofort unsichtbar. Man konnte durch jeden Verschluß hindurchgehen und alles rauben, was man begehrte. Nur zwang der Stein den Träger, bei jeder Hinrichtung zugegen zu sein, die weit und breit vorgenommen wurde!

Daß der Rabenstein die Sprache der Vögel verstehen lehrte, geht auf den Raben als Wodansvogel zurück: zwei Raben, Hugin und Munin, saßen auf Wodans Schulter und berichteten ihm alles, was in der Welt geschah.

Wir haben diesen kurzen Hinweis auf gesamtdeutsche Rabensagen im Zusammenhang mit dem Rabenstein bei Ehrenstein hier gebracht, um aus Leserkreisen zu erfahren, ob irgendwo auf dem Westerwald bisher unbekannt gebliebene Rabensagen noch in Erinnerung sind; selbst wenn dies nicht zuträfe, so darf behauptet werden, daß wir hiermit Westerwälder Sagedichtung rekonstruierten, wie sie zweifellos einmal die Rabenley bei Ehrenstein und andere Richtstätten umrankte.

III.

Die Rabenley bei Ehrenstein

Bei Ehrenstein erheben sich an den Ufern der Wied herrliche Felsgebilde. Einer der Felsen heißt „Die Rabenley“. Zur Wied hin stürzt er steil ab; auf der anderen Seite aber lehnt er sich an das Hochland an, so daß man ihn von dort aus leicht betreten kann.

Ehemals war die Landfläche hinter ihm ein kleiner freier Platz, der von behauenen Steinen eingefast war. Hier war Gerichtsstätte über die Verbrecher, und wer verurteilt wurde, den stürzte man gleich über den Felsen hinab ins Wiedtal. Dort blieb die Leiche liegen, bis die Raben sie aufgefressen hatten.

Auch Hexen wurden auf diesem Gerichtsplatz abgeurteilt. Und wenn man sie „überführt“ hatte, dann warf man sie in die Tiefe. Wenn sie nicht bekennen wollten, was man ihnen nachsagte, so zwickte man sie mit feurigen Zangen, marterte und quälte sie so lange, bis sie lieber sich über den Felsen werfen ließen, als die Qual noch länger zu ertragen.

Die Tochter eines Hirten aus Heckerfeld und der Sohn eines reichen Müllers liebten sich sehr. Aber der reiche Müllersohn sollte die arme Hirtentochter nicht heiraten. Die Eltern des Müllers duldeten es nicht. Da ereignete es sich, daß die Kühe im Stall des Müllers keine Milch mehr gaben; der Esel, der die Säcke aus der Mühle hinauf in die Dörfer trug, bekam das Kreuzweh, daß er nicht mehr arbeiten konnte; und als man in der Mühle ein neues Mühlenrad einbaute, da stand es hintennach schief und lief nicht.

Das alles konnte nur die Hirtentochter verursacht haben, so sagten die Müllersleute. Die Hirten hatten ja Kenntnis aller geheimen Wissenschaften und Teufelskünste, und niemand als die Hirtentochter mußte die Kühe, den Esel und das Wasserrad verhext haben aus Rache dafür, daß sie den jungen Müller nicht zum Manne bekam.

Da führte man die Hirtentochter hinauf auf den Richtplatz, wo so mancher Verbrecher und auch so manche Hexe ihre Untaten eingestanden hatten. Aber die Hirtentochter wollte nicht bekennen. Da marterte man sie so lange, bis sie zugab, was man ihr

GEDANKEN

über eine heimatkundliche Zeitschrift

Aus Dr. August Wolf: Geschichte von Betzdorf

Aber keine heimatgeschichtliche Darstellung kann alle an sich interessanten und wichtigen Probleme behandeln oder lösen. Es muß auch geforscht und publiziert werden, doch sollte das organisiert sein, nach festem Plane vor sich gehen und nach einwandfreien Methoden erfolgen. Was man in den Tageszeitungen gewöhnlich als „Heimatgeschichte“ zu lesen bekommt, entspricht nicht einmal den geringsten Anforderungen, die man vom wissenschaftlichen Standpunkt aus an solche Äußerungen stellen muß. Das Mindeste ist: 1. Der Verfasser nennt seinen vollen Namen. 2. Er gibt seine Quellen zu jeder Sache genau und unmißverständlich an. 3. Quellenzitate werden nicht so aus ihrem Zusammenhang gerissen, daß Wichtiges nicht zu erkennen ist. 4. Persönliche Meinung oder Beurteilung muß als solche erkennbar und begründet, darf keinesfalls in Quellen hineingeschmuggelt werden. Ohne Erfüllung dieser primitivsten Forderungen werden wir niemals saubere Heimatgeschichte bekommen. So begrüßenswert es ist, daß sich recht viele mit Heimatforschung befassen, so sehr muß auch darauf gedrungen werden, daß man nach den bewährten Regeln verfährt. Andere Verfahrensweisen hat uns schon Unsinn mehr als genug beschert.

Für die weitergehende und ergänzende Heimatforschung ist eine entsprechend geführte und ausgestattete Heimatzeitschrift mit etwa monatlicher regelmäßiger Erscheinungsweise und größerem Seitenumfang dringend erwünscht. In ihr würden alle laufende, für spätere Geschichte wichtigen Ereignisse aller Orte vermerkt, hätte eine andere Abteilung laufend den wörtlichen Abdruck wichtiger Archivquellen zu bringen; ich denke z. B. daran, welche Fülle von Anregungen und Stoff allein der Abdruck der Akten über die (oben oft erwähnte) Haubergsreform von 1743-45 bringen würde. Weiter müßte jeder Heimatforscher mit seinen Ausführungen in der Zeitschrift zu Worte kommen können, der die oben genannten Bedingungen erfüllt, und schließlich muß Gelegenheit zur Kritik und Diskussion gegeben sein. Für eine solche, wirklich allgemein interessante Zeitschrift läge heute schon Stoff auf Jahre hinaus vor.

Nachsatz der Schriftleitung: Unsere Beilage „Deine Heimat“ ist zur Zeit keineswegs eine Heimatzeitschrift in obigem Sinne. Es fehlen ihr vor allen Dingen die notwendigen Seiten dazu. Aber wäre es nicht möglich, ihre wenigen Seiten schon nach vorstehenden Gesichtspunkten zu füllen? Jedenfalls ein Versuch, der es wert ist, gemacht zu werden. Es liegt an der Mitarbeit aller Freunde unserer Heimat, daß „Deine Heimat“ einmal die Keimzelle zu einer solchen Heimatzeitschrift - wie sie sich im stillen jeder Heimatfreund wünscht - werden möge.

Die Römergräben bei Flammersfeld

V O N E R W I N K A T Z W I N K E L

Unweit Flammersfeld, auf der Eicherstöck, findet man beim km-Stein 25,8, wo die Straße Eichen - Rott die Provinzialstraße kreuzt und ein Feldweg nach Oberlahr abgeht, rechts im Tannenwalde mächtige alte Erdwälle. Man findet hier zwei parallel laufende Hauptwälle, die durch zwei Querwälle verbunden sind. Die beiden Hauptwälle sind durch die Straße durchschnitten, finden aber im Tannenwald auf der linken Straßenseite ihre Fortsetzung; überqueren da, wo am Ende des Tannenwaldes ein Feldweg nach Eichen führt, diesen und setzen sich in südlicher Richtung fort. Der vordere Wall führt in leichtem Bogen nach rechts, bis er an dem an der Straße sich hinziehenden Wiesenstreifen endet. Eine Bodenerhebung deutet an, daß er zwischen km-Stein 25,4 und 25,3 über die Straße in Richtung Oberlahr weiterführte. Rechts der Straße ist Ackerflur und nichts mehr zu finden. Der hintere Wall zeigt die Richtung nach dem Müllmichtal. Hier ist die Spur verwischt.

Wir gehen wieder zurück bis an den Kreuzweg Rott - Eichen und von dort nach Flammersfeld zu. Vor wenigen Jahren, ehe der hier - jetzt linker Hand - befindliche Wald gerodet war, ließ sich der Wall, teilweise mit Dornengestrüpp bewachsen, noch deutlich erkennen. Jetzt ist hier Feld. Die Straße senkt sich bis zu einem sumpfigen Wiesentälchen, hier erkennt man den Wall am Rande des der Pfarrei Flammersfeld gehörenden Waldstückes. Von da steigt er wieder bergauf - zwischen dem rotter Feld (links) und dem Walde (rechts) gut zu erkennen - den nach Rott führenden Waldweg überquerend bis zur Straße Flammersfeld - Asbach; überschreitet diese zwischen km-Stein 27,8 und 27,9 und kurz darauf den nach dem Heidershaus führenden Waldweg und läuft bis zu einer tiefen, sumpfigen Waldschlucht, in der Nähe des sogenannten „Butterkneppchens“, diese bei ihrem oberen Ende gewissermaßen abriegelnd. Hier nimmt er anscheinend ein Ende.

Dem ist aber nicht so. Wir arbeiten uns, stets der Waldschlucht folgend, bis zu dem nach der Ahlbacher Mühle führenden Wiesentälchen durch und überschreiten das Ahlbachtal - nichts zu finden; ebenso nichts auf dem nach Pütscheid ansteigenden Berghang. Oben aber, östlich von Pütscheid, finden wir den Wall wieder; auch in dem nördlich Pütscheid sich ausbreitenden Wald „Hück“. Hier

Die Rabenley (Fortsetzung von Seite 1)

vorwarf. Und man verurteilte sie sogleich zum Tode. Aber als man sie an den Rand des Abgrunds führte und als sie in die Tiefe schaute, da ward sie von großer Furcht vor dem Tode erfüllt, und sie rief, sie sei unschuldig und habe nur bekannt, um den Schmerzen zu entgehen. Niemand aber glaubte ihr, auch der Müllersohn nicht, der dabei stand und alles mit ansah. Mit rauher Hand zerzte der Henker sie an den Rand des Felsens, und obwohl sie jammerte und flehte, stieß er sie unbarmherzig hinab, daß sie auf den Felsbrocken der Wied zerschmettert liegen blieb.

Die Zuschauer gingen heim, und die Raben kamen herbei, stießen von den Höhen herab ins Tal und verzehrten krächzend die Leiche, um danach, voll gefressen, auf den Felsen auszuruhen.

Heute sieht man dort nicht mehr Raben als überall im Wiedtal. Der Fels aber heißt immer noch „Die Rabenley“.

*) (Auf dem Hunsrück ragt der Turm des „Koppensteins“ vom Soonwald her über das ganze Land. „Kob“ hat mit der „Kuppe“ nichts zu tun, sondern bedeutet hier „Rabe“, „Koppenstein“ also „Rabenstein“. Vor Erbauung der Burg war hier also eine Richtstätte, von der keine Urkunde mehr kündigt. Die Koppensteiner führten auch Raben im Wappen, wie ich mich persönlich in einer alten Grabkapelle überzeugen konnte!)

*) (Der Verfasser stellte dieses ganze Fragengebiet in einem Bändchen „Der Rabenstein-Dichtung und Wahrheit um die Rabenvögel“ dar).

ist allerdings vor ein paar Jahrzehnten durch einen neuangelegten Weg ein Teilstück eingeebnet worden, doch findet man Teilstücke noch sehr deutlich erkennbar, er zeigt die Richtung von östlich Kescheid nach dem Mehrbach und darüber hinaus auf Graben zu. Auf der vom rechten Mehrbachufer nach Graben ansteigenden Anhöhe ist er auch gut erkennbar, teilweise mit Gestrüpp bewachsen, bis zu dem, nur aus wenigen Hütten bestehenden „Graben“. Hinter dem Orte findet der Wall seine Fortsetzung in nördlicher Richtung. Wie weit, ist noch nicht erforscht. Ein alter Mann, den wir trafen, kannte den Wall sehr gut und erzählte, daß eine am Wege befindliche Schanze vor einigen Jahren gelegentlich eines Straßenbaues verschwunden ist.

So beschrieb vor Jahrzehnten Ernst Willach den Verlauf der Römergräben. Inzwischen ist auch der, durch zwei Querwälle miteinander verbundene Teil auf der Eicherstöck dem Bau von Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Andere Teile sind durch Rodungen, Wegebau usw. verschwunden. Irgendwelche Funde sind bei diesen Arbeiten nicht bekannt geworden. Bedeutung und Ursprung des Walles sind heute noch sehr umstritten, da sie wahrscheinlich in der noch im geschichtlichen Dunkel unserer Heimat liegenden Zeit zu suchen sind.

Herr Willach, der sich mehrfach bemühte, Fachgelehrte für diese Wallanlagen zu interessieren, mußte sich stets mit der Antwort begnügen: Von den Römern stammen die Wälle nicht, denn diese sind mit ihren Befestigungen nicht über den Limes vorgedrungen. Es sind jüngere Anlagen, vielleicht sogar jüngsten Datums, es wäre Zeitvergeudung, sich mit ihnen zu befassen.

Diese Ansicht von Fachleuten aus der 20-30 Jahre zurückliegenden Zeit kann heute nicht mehr unwidersprochen hingenommen werden. Wenn die Wallanlagen auch nicht von den Römern stammen, so dürfte ihr Ursprung doch in germanischer Zeit zu suchen sein. Hier soll nun versucht werden, die Zeit ihrer Entstehung, und damit ihre Bedeutung, zu ermitteln, die wahrscheinlich vor 500 n. Chr. zu suchen ist.

Nachstehend soll deshalb einmal alles zusammengestellt werden, was bisher von Laienforschern zusammengetragen werden konnte. Beginnen wir noch einmal bei den bisherigen Vermutungen über die Herkunft. Man wollte behaupten, sie seien jüngsten Datums und stammten aus den Kämpfen der napoleonischen Soldaten mit den Kaiserlichen. Dies ist unmöglich! Erstens einmal zog sich das Kampfgeschehen, soweit es den Westerwald berührte, in der Hauptsache der Köln-Frankfurter-Straße entlang. (Kircheib-Altenkirchen-Höchstentbach). Zum anderen wäre eine derartige Befestigungsanlage - die Strecke Eicherstöck-Graben beträgt etwa 8 km - in der mündlichen Überlieferung, aber auch in Chroniken bis heute wach geblieben, denn sie hätte damals wahrscheinlich genau solches Aussehen erregt, wie im zweiten Weltkrieg der Westwall. Zum dritten aber müßten die Anlagen heute noch deutlicher zu erkennen sein.

Weiter wird behauptet, es handele sich um Grenzmarkierungen zwischen der Grafschaft Sayn und Kurköln. Auch dies ist unmöglich. Erstens verlaufen die Anlagen auf der Strecke Wied - Mehrbach durch Saynisches Gebiet, jenseits des Mehrbaches dagegen durch Kölnisches. Darüber hinaus war die Grafschaft Sayn weitgehend Kölnisches Lehen, und die Kölner hätten wohl einer derartigen Grenzmarkierung durch ihr Land nicht zugestimmt, da im Falle einer Zurücknahme des Lehens - wie es bezüglich Flammersfelds im Dreißigjährigen Krieg geschah - die Grenze überflüssig geworden wäre.

Diese bisher weitgehend vertretenen Vermutungen lassen sich nicht aufrechterhalten. Hier soll deshalb erst einmal geklärt werden, ob es militärische Anlagen waren oder nicht. Obwohl sich auf der Eicherstöck und bei Graben „Schanzen“ befunden haben, können es keine militärischen Anlagen sein. Die Flurnamen, die uns hier weiter helfen, deuten nämlich alle auf Grenze hin. Bei der Eicher-

stöck beginnend haben wir die Namen „Om Geböck“, anschließend „om ahle Grawwen“ (nach Willach, heißt heute „in der Pfarrheck“), dann folgen „die Anlagen“ (nur im Volksmund, nicht in der Flurkarte so genannt), und diesen schließt sich dann der Namen „vür'm ahle Grawwen“ an. Dieser ist auch in der Flurkarte für das Gebiet westlich Flammersfeld eingetragen. Diese Namen deuten, wie schon gesagt, auf die Grenze hin. Zwar ist ein Geböck eine Art bewehrte Grenze, aber nicht unbedingt als militärische Anlage anzusprechen. Welche Grenze kann nun hier verlaufen und wann kann sie entstanden sein? Wie aus den Flurnamen zu ersehen ist, muß der Graben schon ein alter gewesen sein, als diese Namen entstanden. Wann sich Flurnamen einbürgerten, steht nicht fest, wird aber teilweise schon in germanischer Zeit erfolgt sein.

Eine urkundliche Nennung und Beschreibung der Grenze ist mir nicht bekannt. Aber indirekt wird sie in einer Urkunde aus dem Jahre 1409 bereits erwähnt. In diesem Jahre wurde in Flammersfeld der Pfarrer Jacob Vloyde de Clivis eingeführt, und die Einführungsurkunde wird u. a. von dem Zeugen „Johann up den Graben“ unterzeichnet. Dieser Name lautet nun hochdeutsch „Johann auf dem Graben“ oder auch „über dem Graben“. Daraus kann nun geschlossen werden, daß der Graben damals noch eine sehr auffallende Angelegenheit war, denn die ersten Familiennamen (wir können hier schon von einem sprechen) haben sich doch nach auffallenden Merkmalen gebildet. Die Bedeutung des Grabens war aber wohl schon unbekannt, sonst wäre er wahrscheinlich genauer bezeichnet worden. Vielleicht hatte er seinen Sitz in der jenseits des Grabens - also über dem Graben - liegenden Flur „im Heidershaus“, deren Namen ja darauf hinweist, daß dort einst ein Hof stand.

Wie wir oben bereits sahen, kann es sich nicht um eine Grenze zwischen Sayn und Köln gehandelt haben. Da Flammersfeld aber bereits Mitte des 13. Jahrhunderts mit allem „Zubehör“ zu Sayn als Lehen gehörte und auch aus dem Jahre 1188 sein Name im Zusammenhang mit Sayn und Köln genannt wird, muß die Grenze schon früher existiert haben. Die erste Erwähnung Flammersfelds 1096 bestätigt der Abtei Sieburg ihre Güter zu Flammersfeld. Diese Urkunde stellte Erzbischof Hermann III. von Köln aus. Eine Grenze zwischen Köln und Flammersfeld wäre also auch in dieser Zeit schon nicht mehr denkbar.

Sieburg war der Sitz des Dekanates, zu dem Flammersfeld bis zur Einführung der lutherischen Lehre gehörte. Die Dekanatsgrenzen deckten sich mit den Grenzen des Auelgaaues, und es wird angenommen, daß Sieburg auch bereits der Sitz der Gaugrafen des Auelgaaues war.

Wenn wir nun, soweit zurückgreifend, keinen Anhaltspunkt für eine Grenze finden, taucht doch wieder die Frage auf, sind es überhaupt Grenzwälle oder sind diese - nur stellenweise festgestellten - Erdaufwürfe doch etwas anderes? Doch, es sind Grenzwälle, nur hat man bisher immer etwas übersehen. Man hat die Wälle gesehen, aber sie sind gar nicht die Hauptsache. Dies sind vielmehr die Seifen. Diese bildeten die Grenze, und nur wo diese natürliche Grenze fehlte, hat man sie durch Erdwälle ersetzt. Daher auch in den Flurnamen immer wieder alte Gräben, daher die Bezeichnung Römergräben, daher der Ortsnamen Graben. Deshalb wahrscheinlich auch die Doppelwälle. Durch diese wird ein künstlicher Graben geschaffen. Dann läuft die Grenze nicht von der Eicherstöck, sondern beginnt bereits mit dem Müllmichtal, an den das Stück Römergraben bis zum Butterkneppches-Seifen anschließt. Deshalb ist auch auf der ganzen Strecke vom Butterkneppchen bis zum Beginn des Hardter Seifens bei Pütscheid kein Wall zu finden. Die Wälle sind nur Ersatz für die fehlende natürliche Grenze, und dies dürfte eindeutig ihre Bedeutung als Grenzmarkierung festlegen. Auch die Verstärkungen an verschiede-

nen Stellen lassen keinen Schluß auf militärischen Charakter zu.

Wir kommen also immer wieder zu dem Schluß, es kann sich nur um eine Grenze handeln, ohne daß wir bisher diese Grenze irgendwie festlegen konnten. Aber wir erkennen diese Grenze, wenn wir nur einmal den Mut haben, uns von der alten Anschauung frei zu machen, daß wir Ripuarier seien, weil unsere Heimat zum Auelgau gehörte. Wir stammen aber nicht von den Rheinfranken, sondern von den Chatten, den Moselfranken ab. Die Zugehörigkeit zum Auelgau ist später gekommen und mit ihr wurde die hier verlaufende Grenze illusorisch. Da aber Chlodwig bereits um 500 n. Chr. die fränkischen Stämme vereinigte, kann die Grenze nur bis zu diesem Zeitpunkt Gültigkeit gehabt haben. Es war die Grenze zwischen den Chatten und den späteren rheinfränkischen Germanen. Dies zu belegen, soll in den folgenden Zeilen versucht werden.

Wir wissen, daß um 38 v. Chr. die Ubier, die nördlich der unteren Lahn lebten, auf das linke Rheinufer übersiedelten und im Raum Köln sesshaft wurden. Um diese Zeit drängten die Chatten in den von den Ubiern verlassenen Raum hinein und siedelten sich im Raum von Neuwied - also auch im Westerwald - an. Weiter wissen wir, daß Kaiser Domitian im Jahre 83 n. Chr. sogenannte Limites anlegen ließ, um an die Schlupfwinkel der Chatten heranzukommen. Diese Limites waren in den Urwald geschlagene Schneisen, die den Truppen Domitians als Anmarschstraßen dienten und die sich mitten durch das Wohngebiet der Chatten zogen.

Die Vermutung liegt nahe, daß sich die Römer bei der späteren Anlage des Limes an diese domitianischen Limites hielten. Jedenfalls gilt dies für den Taunus als nachgewiesen (Dr. Goerbig). Wie nun, wenn dies auch für den Teil des Limes gilt, der über den Westerwald verläuft? Das würde nichts anders bedeuten, als daß in unserer Gegend das Gebiet der Chatten zu Ende gegangen ist, denn er lief ja „mitten hindurch“.

Aber es gibt noch bessere Beweise: Unsere Sprache. Wo heute der sogenannte „Römergraben“ verläuft - er verläuft übrigens parallel zum Rheine - verläuft auch die Sprachgrenze zwischen g und j. Sagen wir: „Gott, et gait ganz got“, heißt es jenseits der Gräben: „Jott, et jeht ganz jut“. Das g ist aber unbestreitbar moselfränkisch, während das j als kölsch bezeichnet wird.

Auch der unmittelbar am Graben liegende Ort Kescheid, um 1600 Ketschet, wird als Chattenscheid = Chattengrenze gedeutet. Es ist auch bezeichnend, daß Kescheid jenseits des Grabens liegt, also vom Kölnischen aus den Graben als Chattengrenze markiert. Weiterhin ist bezeichnend, daß in Kescheid auch zur Zeit seiner Zugehörigkeit zur Grafschaft Sayn noch Kurkölnische Höfe bestanden, die der Herrlichkeit Lahr unterstanden. Darüber hinaus ist bekannt, daß Scheidorte, wenn sie sich auf Grenze beziehen, fränkischen Ursprungs sind, Kescheid und Püscheid also in fränkischer Zeit entstanden sind und zu dieser Zeit die Grenze schon bestanden haben muß. Im weiteren Verlauf des Walles finden

wir noch die Scheidorte Krumscheid und Wilscheid.

Wie ist es mit dem Namen des schon mehrfach erwähnten „Butterkneppchens“? Kneppchen ist ein durch eine Schlucht oder sonst einen Hang hinanführender schmaler Fußpfad. Was aber bedeutet die Bezeichnung „Butter“? Kann es nicht ursprünglich Batter, Batten geheißen haben? Batten ist aber der ursprüngliche Namen der Bataver, die - ein Teilstamm der Chatten - mit dem, ebenfalls

Anwesenheit der Chatten in unserer Heimat. (Eine ganze Reihe von Ortsnamen kann im Westerwald auf die Chatten und ihre Teilstämme zurückgeführt werden, doch würde es den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, sollte hier näher auf dies alles eingegangen werden).

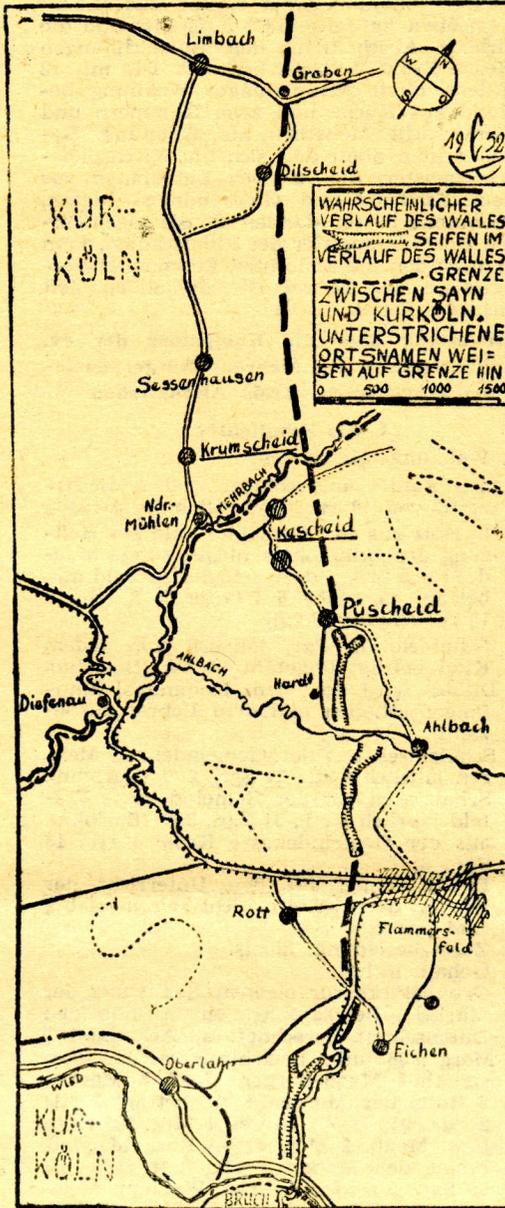
Haben wir nun festgestellt, daß die Römergräben eine vorfränkische Grenzmarkierung darstellen, so fällt es nicht schwer ihre ungefähre Entstehung festzulegen. Da um etwa 500 n. Chr. Chlodwig König des gesamten fränkischen Reiches wurde, mußte um diese Zeit eine innerfränkische Grenze hinfallig werden. Eine Grenze zwischen Chatten und den späteren rheinfränkischen Stämmen muß also in der Zeit vor 500 und etwa 38 v. Chr. - die Zeit in der die Chatten den neuwieder Raum besiedelten - entstanden sein.

Zu klären wäre noch, wie unsere Heimat, die stammesmäßig zu den Moselfranken, also dem Engersgau hätte gehören müssen, zum Auelgau gekommen ist. Es können hierüber nur Vermutungen ausgesprochen werden. Der Westerwald wurde von zwei Seiten christianisiert: von Köln und von der Lahn her. Die Glaubensboten gingen selbstverständlich über Völkergrenzen hinweg, und so werden sie vom Rhein aus dem Gebiet der Rheinfranken in das chattisch-moselfränkische Gebiet unserer Heimat gekommen sein - alle Anzeichen deuten darauf hin, daß unser Gebiet vom Rheine her christianisiert wurde - und bis in die Gegend von Scheuerfeld vorgedrungen sein, wo man auf die von der Lahn kommenden Glaubensboten stieß. Es erfolgte dann zwangsläufig eine Abgrenzung, und bei Einführung der fränkischen Gauverfassung wurden die Grenzen der kirchlichen Bezirke als Grenzen der Gauen festgelegt. So kam unsere Gegend, obwohl von Moselfranken bewohnt, zum Auelgau und damit zu Ripuariern.

Die unsympathische Einstellung der Fachgelehrten, vor 30 und mehr Jahren, gegenüber den Römergräben mag wohl auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß gerade in dieser Zeit das Werk Rehorns „Der Westerwald“ bekannt wurde, in dem versucht wird, den Nachweis zu erbringen, daß die vielen, volkstümlich als Römergräben bezeichneten Wallstücke im Westerwald tatsächlich auf die Römer zurückzuführen seien. Die Art und Weise dieser Beweisführung mußte unweigerlich auf den Widerstand der Wissenschaftler stoßen und brachte damit auch die Antipathie gegen die Wallanlagen selbst hervor.

Zu danken ist Rehorn, daß er Bescheinigungen dieser Römergräben usw. anfertigte, die heute nicht mehr gemacht werden könnten, da in den 50 Jahren allzuviel dieser Erdaufwerfungen verschwunden sind. Seine Ansicht, die Anlagen als römisch zu deuten, kann ich nicht beipflichten, hoffe aber in vorliegenden Ausführungen einen Beweis für ihre germanische Herkunft gebracht zu haben.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß diese Grenzmarkierung auch von der Wied zum Rhein bei Neuwied verfolgt werden kann und damit auch dort die Grenze der Chatten und des Engersgauen - zum Teil wenigstens - markiert. Der Verlauf sei hier noch kurz angedeutet: Wied - Reuschemich-Seifen - westlich und südlich Horhausen - östlich Willroth zum Aubachtal hin.



von den Chatten abstammenden Chattuarier, in das Rheindelta wanderten. Läßt sich das „Butterkneppchen“ auf die Bataver zurückführen, wäre es ein weiterer Beweis für die

• Buchbesprechung •

„70 Jahre Pfarrkirche Betzdorf St. Ignatius“ von Pfarrer Ignaz Fuhrmann. Das in der letzten Nummer nur kurz erwähnte Betzdorfer Pfarrbüchlein liegt nun zur Besprechung vor. In knappen Worten wird hier die Geschichte der Pfarrgemeinde St. Ignatius seit ihrer Loslösung von der Kirche in Kirchen erzählt. Der Bau des Krankenhauses, des Klosters in Bruche, der Kirche in Scheuerfeld, der Kirche in Dauersberg und in Alsdorf und die Geschichte der katholischen höheren Mädchenanstalt in Betzdorf werden geschildert. Wohltuend wirkt auf den Leser, daß die Zeit von 1933 bis 1945 nicht in Haßtiraden geschildert wird, wie es in vielen Büchern der Nachkriegszeit der Fall war (Siehe z. B. der Luxemburger im Westerwald). Das Geschehen dieser Jahre wird aufgezeichnet durch die wörtliche Wiedergabe von Akten und Verhandlungsprotokollen und

Briefen. So entsteht ein klares und nicht verzeichnetes Bild aus diesen Jahren und jeder Leser kann sich völlig unbeeinflusst über Tatsachen unterrichten. Auch dem katholischen Vereinsleben sind entsprechende Zeilen gewidmet. Ein Büchlein, das jedem Mitglied der Pfarrfamilie, aber auch anderen Heimatfreunden manch Interessantes zu erzählen weiß.

Heimatbücher in Vorbereitung

Wie wir erfahren, bereitet der Verlag Hacker, Betzdorf, die Herausgabe eines Daadener Heimatbuches vor. Es soll in der Art des Wissener Heimatbuches von einem Arbeitskreis der Heimatfreunde und -forscher des Daadetales gestaltet werden. Die Arbeiten sind soweit fortgeschritten, daß noch vor Weihnachten mit dem Erscheinen gerechnet werden kann.

Der durch „Land an der Wied“ und „Herdorfer Heimatbuch“ bekannt gewordene Hei-

Mitteilung der Schriftleitung

Nachdem es nunmehr wieder möglich ist, „Deine Heimat“ jeden Monat erscheinen zu lassen, werden unsere Mitarbeiter gebeten, regelmäßig Material geschichtlichen, heimatkundlichen oder kulturellen Inhalts an die Schriftleitung einzusenden. Für die Dauer der Abwesenheit Dr. Holzschneiders wird der Schriftleiter durch Herrn Katzwinkel, Flammersfeld/Westerwald, vertreten. Es wird deshalb gebeten, alle Sendungen bis auf weiteres an diese Anschrift zu richten.

matforscher Josef Hoffmann, Herdorf, plant die Herausgabe eines Buches „2500 Jahre Hohenseelbach“. Es soll alles bis jetzt Erforschte um den Hohenseelbach enthalten. Wann mit dem Erscheinen gerechnet werden kann, ist leider z. Z. noch nicht abzusehen.

Oos Platt!

Nachdem bereits in Nr. 1/1952 einige Gedichte in Altenkirchener Mundart veröffentlicht worden sind, wird dem Wunsche vieler Heimatfreunde Rechnung getragen und unsere Mundartenecke mit einigen Beiträgen in Flammersfelder Platt fortgesetzt. Um auch künftig diese Wünsche vieler Leser erfüllen zu können, bitten wir unsere Mitarbeiter, auch mundartliche Beiträge einzusenden. Gedacht ist hier in erster Linie an kurze Erzählungen, Gedichte, Sinnsprüche, Kinder- und Besprechungverse (Knieriederliedchen und Sprüche zum Weidenpfeifenmachen) u. a. Volkskundliches, da sich dies gerade in Mundart am besten bewahrt hat. Andererseits bieten gerade die Kinderverse auch die Möglichkeit, einzelne Dialekte (besonders zwischen nahe gelegenen Ortschaften) miteinander zu vergleichen. Unsere Mundart wechselt ja in ihrer Ausdrucksweise manchmal schon von Ort zu Ort. Dies bitten wir auch zu bedenken, wenn der eine oder andere Leser feststellen muß, daß manche Ausdrücke anders lauten, als sie in seinem Heimatdorfe gesprochen werden. Zu berücksichtigen ist aber auch, daß unserer Schriftsprache für viele Laute der Dialektsprache die Zeichen fehlen und diese Laute in der schriftlichen Wiedergabe nur behelfsweise dargestellt werden können. Trotzdem soll „Deine Heimat“ die Mundarten unseres Heimatkreises festhalten und auch damit unseren Lesern Freude bringen. Die Verse sind dem „Schatzkästlein für die Landjugend“ von Willi Scharfstein entnommen.

Die Schriftleitung.

Korze und löndisch

De Rodder von de Eisebahn
die stohn un sehn de Pitter ahn;
der lait ön Oß hin üwver de Stroes.
Fö Maulaffen jo ö richdich Froes,
ze uzen an demm Baueschmann,
wie der net flotter vüran kann,
als de Oß ön sengem Schlendrian.
De Hau un Schöpp ön de Sett jestippt,
han se dem Bauer an de Stolz jedippt.
„Su paar Ossen han ech noch nie sehn gohn,“
hürt me den einen der Jesellen son.
Ön annerer: „Söch die große Ackerschneck;
Bauer, mecht dech net dat Tempo geck?“
„Wo denkst' de hin, foppt ön annerer do,
demm Pitter stait de Marsch net schro;
die zwün dat gäf ö schön Jespann,
wie schöner ech me kaines denke kann.
De Fanderanz¹⁾ faulenz, ött öß ö Stot,
de Beideranz²⁾ sech driüwver net beklot.“
Do wur't demm Pitter doch ze doll
er denkt, die kreiien ött Maul ens voll.
Er stotzt öm Schrött, drüht sech öröm
un bröllt se ahn mött barscher Stömm:
„Ech hätt jehannelt nie den faulen Oß,
wann ech ött fröher hätt jewoßt,
datt der att ganze-siwwe Johr
an de Eisebahn, bei der Rodder wor!“

¹⁾ rechtes Gespanntier, ²⁾ linkes Gespanntier.

Ött kloche Fritzchen

Ött wor korz vö dem Chreßdaachsfest
do stalt de Lehrer os die Froch:
„Wie heißt am Himmel dort das Rot?“
Die Antwort moch doch keinem Ploch.
„Herr Lehrer, 's ist das Morgenrot!“
De Lehrer schnöppt su wär ött reecht;
woll weirer Frochen stellen.
Da riert ött Fritzchen noch möm Kopp
un dit ganz draist sech mellen:
„Kennst dann ön düsser Chreßdachszett
de Lehrer noch datt Feuer nett,
datt wirft am Himmel rure Zacken?
Dann nimm er sech dat zo Noditz:
Do öß ött Chreßkinnchen am backen!“

Spruch

Datt öß der Menschen Onglück heut
weil se demm Scheng no stieren,
un van demm Klang der üwver'n läut
sech loesen net belieren.
Un mött'm decke, schlaue Kopp
löest sech kai Welt önrinnen;
awwer ön Herz datt himmelweit off
kann Gottes Däufche fängen.

Besoldung eines Kirchspielschulmeisters

Vor etwa 125 Jahren / Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel

Gar mannigfach sind die Klagen, die uns über Stellung und Besoldung der Lehrer in früherer Zeit überliefert sind. Über welch geringes Einkommen die Lehrer in früherer Zeit tatsächlich verfügten, geht aus nachstehender Jahresrechnung hervor, die der Lehrer Johannes Ernst Strunk aus Mehren etwa im Jahre 1825 aufstellte und die sich in Abschrift in den Aufzeichnungen Herrn Ernst Willachs befindet. Die mit 12 Talern Miete veranschlagte Wohnung bestand aus Küche und zwei Kammern und diente acht Menschen als Wohnung. Bedenkt man aber, daß sich die Kirchspielschulmeister, die ja noch Einnahmen aus dem Kirchen- und Glockendienst hatten, bedeutend besser standen als die sogenannten Dingschulmeister der Filienschulen, dann erst werden die schlechten Einkommensverhältnisse der Lehrer der damaligen Zeit richtig erkannt.

Nachweisung über die Kompetenz der ev. Schullehrerstelle zu Mehren, Bürgermeisterei Weyerbusch, Kreis Altenkirchen

I. Als Schullehrer

- Wohnung mit Garten:
 - in natura angeschlagen zu dem Miethswerth von 12 rtl. (Naturallohn).
 - Holz aus dem Gemeindegeld zur Heizung des Schullokals nichts, sondern jedes Kind bringt dazu sein Schulscheid mit, beträgt ungefähr 6 Klafter à 2 rtl. = 12 rtl. (Naturallohn).
- Schulgeld 12 Sgr. jährlich von jedem Kind beträgt ungefähr 30 rtl. (Barlohn). Dieses wird von dem Kommunal-Empfänger erhoben und dem Lehrer ausbezahlt. Schulzinsen aus der Gemeindekasse Mehren jährlich 4 rtl., 27 Sgr., 2 $\frac{2}{3}$ (Barlohn). Schulzinsen aus der Gemeindekasse Ersfeld jährlich 1 rtl., 21 Sgr., 3 $\frac{2}{3}$ (Barlohn), aus der Gemeindekasse Kram 1 rtl., 13 Sgr., 3 $\frac{2}{3}$.
- Entschädigung für den Unterricht der Kinder, deren Eltern nicht zahlungsfähig sind, nichts.
- Zusatzbesoldung, nichts.
- Gehalt, nichts.
- Grundstücke zur eigenen Benutzung der jährliche Betrag nach einem 6jährigen Durchschnitt berechnet: a) Ackerland 2 Morgen 36 Ruth. nach hiesigem Maaß, dieses thut Magdeburger Maaß 3 Morgen 5 Ruth, den Morgen 1 rtl. beträgt 3 rtl., 2 Sgr., 9 $\frac{2}{3}$ $\frac{2}{3}$; b) Wiesen 1 Mrg. 125 Ruth hies. Maaß, 2 Mrg. 41 $\frac{19}{25}$ Ruth Magdeb. Maaß, den Morgen 4 rtl., beträgt 8 rtl., 29 Sgr., 3 $\frac{1}{3}$ $\frac{2}{3}$; c) ein zu Waldung angepflanzter Ort, groß 50 Ruth hies., 60 Ruth Magdeburger Maaß, jährlich ungefähr 10 Sgr. (Barlohn).
- Antheil an Gemeindevonutzungen, nichts.
- Sonstige im Vorstehenden nicht angeführte Envolumente (nichts).

Summe I als Schullehrer 24 rtl. Naturallohn, 50 rtl., 13 Sgr., 9 $\frac{2}{3}$ Barlohn.

II. Als Organist und Vorsänger

- Gehalt:
 - aus der Kirchenkasse zu Mehren jährlich 7 rtl., 9 Sgr., $\frac{1}{3}$ $\frac{2}{3}$ (Barlohn),
 - aus der Kapellenkasse zu Kircheib jährlich 6 rtl., 7 Sgr., 6 $\frac{2}{3}$ (Barlohn). - Dieses wird bloß als Vorsänger bezogen, keine Orgel ist da.
- Sonstige Envolumente (nichts).
Summe II als Vorsänger und Organist 13 rtl., 16 Sgr., 6 $\frac{1}{3}$ $\frac{2}{3}$ (Barlohn).

III. Als Küster

- Gehalt:
 - aus der Almosenkasse zu Mehren für Umtragen des Klingelbeutels jährlich 25 Sgr. (Barlohn),
 - für Waschung des Altartuches aus der Kirchenkasse jährlich 7 Sgr. 6 $\frac{2}{3}$ (Barlohn).
- Leistungen von Privaten nichts.
- Gebühren von Taufen und Kopulationen nichts.
- Sonstige in vorstehendem nicht angeführte Envolumente nichts.
Summa III als Küster 1 rtl., 2 Sgr., 6 $\frac{2}{3}$ Barlohn.

IV. Als Glöckner.

- Gehalt: 16 Sgr. 8 $\frac{2}{3}$ kann nicht aufgeführt werden, weil diese dazu verwendet wird*).
- Hafer:
 - von jeder ganzen Ehe 2 Mesten und von jeder halben Ehe 1 Meste Hafer jährlich beträgt ungefähr 40 Mtr. à 1 rtl. 10 Sgr. = 53 rtl., 10 Sgr. (Barlohn),
 - von jeder ganzen Ehe 1 Brod und von jeder halben Ehe $\frac{1}{2}$ Brod, ungefähr 164 Brode zu 2 Sgr. d. Brod = 10 rtl., 28 Sgr. (Barlohn),
 - an Sterbbröde, von jeder alten Leiche 2 Brode und vom Kind 1 Brod, ungefähr 30 Brode à 2 Sgr. das Brod = 2 rtl. (Barlohn),
- Benutzung des Kirchhofs 3 rtl. (Barlohn).
- Sonstige Envolumente (nichts).
Summa IV als Glöckner 69 rtl., 8 Sgr. (Barlohn).
Summa III als Küster 1 rtl., 2 Sgr. 6 $\frac{2}{3}$ (Barlohn),
Summa II als Küster 13 rtl., 16 Sgr., 6 $\frac{1}{3}$ $\frac{2}{3}$ (Barlohn),
Summa I als Schullehrer 24 rtl. (Naturallohn), 50 rtl. 12 Sgr. 9 $\frac{2}{3}$ (Barlohn)
Summa Summarum rtl. 24 rtl. Naturallohn, 134 rtl., 10 Sgr., 9 $\frac{1}{3}$ $\frac{2}{3}$ Barlohn.

* Wofür die genannte Summe verwendet wird, ist aus der Abschrift leider nicht zu ersehen. Wahrscheinlich handelt es sich aber um den Betrag, der für „Glockenschmiere“ verwendet wurde und der in Besoldungsanordnungen für die Kirchspielschulmeister auch in anderen Kirchspielen gesondert angeführt wird. So heißt es z. B. im Schulrathenbuch von Flammersfeld vom 31. 8. 1755: „... Vor Klocken- und Uhrschmiere 67 $\frac{1}{2}$ xr (Kreuzer) ...“

De Hoonersopp | Ön Jeschicht öm-en ahle Huchzettbruch us dem Flammerschfeller

Dänn Hommersch-Oom-Schüler hann jo noch die maisten jekannt. Er wor jo net nur Vührsteher von Flammerschfeld on Krejer-vereinshauptmann, nä, er wor och Fleischbeschauer on-ön le-ireschafftlejer Jäjer on-en üwverahl siehr anjesehner Mann. Nu össer jo att lang dut on er wor siehr alt, wie-er sturf on deshalb össet att baal honnert Johr her, wat ech enz verzellen well.

De Fransusen wolltenen jo nongzenhonnert-draienzwanzech och festnömmen, brächten-ett awwer net feerich on hann en ganze Zett am „Mann mit langes Bart“ jesökt. Awwer dat wollt ech jo ganet verzellen. Alsu, et ös baal honnert Johr her, de Hommersch-Oom-Schüler wor noch-en ganz jonger Kerrl, awwer att ön le-ireschafftlejer Jäjer on hat och allerlei doll Spröng öm Kopp, wie datt be-i de jong Kerren su ös. Domols woret Broch, dat sech de jong Borschen, wann-en Hillich wor, öm Dorf Hooner sammelden, die dann oowens als Hoonersopp ön de Wirtschaft gäbe wuren. Nu woremol wirrer-en Hillich on de Jongen genen dorjet Dorf on sammelden sech de

Hooner, do woll doch de Gäubabb kaint gewen. No, dat gov en Schennerei! Awwer de Schüler woßt sech Root: Hä ging haim on höllt seng Flent on . . . bums . . . do loog dämm Gäubabb en duht Hoon öm Hoff.

Et wur möt dänn annere Hooner jekocht on oowens wur noch vill üwver die Hoonerjacht jelaacht. Awwer de Gäubabb leß sech datt net jefallen, leef nom Börjemaister on zeichte an: „De Schüler on Jenossen hammer-n Hoon jeschossen.“ Na, watt wolden-se machen? De Jongen moosten dat Hoon bezallen on de Schüler krech noch-en Stroof wejen Scheßerai öm Dorf. Als-er dann be-i de nöchste Hillich wirrer de Flent holle wold, refen die anneren awwer all: „Nä, looße de-haim, dämm Gäubabb seng Hoon hätt oos de Hoonersopp et letzte mol doch siehr ver-salzen.“ -kl-

Schriftleitung: Dr. Hans Holzschneider, Altenkirchen (Westerwald). Vertreter: E. Katzwinkel, Flammersfeld (Westerwald).



DEINE HEIMAT



1952 / 2 Jahrgang

Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen

NUMMER 4

Das eiserne Halsband zu Crottorf

Ein Beitrag zum Kapitel Sagenbildung / Von E. Kasper

Die Kölner „Literarische Gesellschaft“, 1893 von dem spanischen Konsul Dr. Fastenrath ins Leben gerufen, war schon nach wenigen Jahren weit über das Rheinland hinaus bis ins Ausland bekannt durch die alljährlich im Mai veranstalteten „Blumenspiele“. Wie einst beim Sängerkrieg auf der Wartburg wurden hier dichterische Wettkämpfe ausgefochten, wobei man für die äußere Form die spanischen „Jochs floreale“ zum Vorbild nahm, wie Dr. Fastenrath sie in Barcelona erlebt hatte. Der beste Lyriker erhielt als Preis lebende Blumen und damit das Recht, die Königin des Festes zu wählen. Er überreichte ihr den Blumenstrauß als Zepter, und aus ihrer Hand empfingen die übrigen Sieger den verdienten Lohn. Die erste Blumenkönigin war eine leibhaftige Monarchin, Königin Elisabeth von Rumänien, Prinzessin aus dem rheinischen Fürstenhaus Wied und als Dichterin unter dem Pseudonym Carmen Sylva wohlbekannt. Noch viele klangvolle Dichternamen erscheinen so in Köln, aber wir dürfen auch erwähnen, daß 1906 eine Betzdorferin, Maria Krause-Kinkel, für das religiöse Gedicht „Gebet in der Waldschlucht“ mit einem Preis bedacht wurde.

Bei den Blumenspielen im Mai 1907, als gleichzeitig das 700jährige Jubiläum des Sängerkrieges auf der Wartburg sowie der hl. Elisabeth von Thüringen gefeiert wurde, hörten die Kölner u. a. eine schaurige Ballade „Die böse Wahl zu Crottorf“, verfaßt von der vorjährigen Blumenkönigin, der 28-jährigen Schriftstellerin Leonore Nießen Deiters, Tochter eines Düsseldorfer Malers. In glänzender Sprache, in wahrhaft dramatischer Darstellung wird da geschildert, wie der Kölner Bürgermeister Evert vom Pfau auf der Reise nach Frankfurt von den lauernden Knechten des Ritters Bastian von Hatzfeldt geschnappt und ins Verließ nach Crottorf geschleppt wird. Der Hatzfelder hatte der Reichsstadt Rache geschworen, nachdem er kurz vorher bei einem Ritt zum Rheine nur mit knapper Not den kölnischen Häschern entgangen war. Nun stellte er seinen Gefangenen vor die Wahl, entweder einen gezackten schweren Eisenring um den Hals zu tragen, oder sich das Haupt abschlagen zu lassen. Ein Knecht trug Halsband und Schwert herein und legte beides zu Füßen des Bürgermeisters. Herr Evert erbleichte vor Zorn ob des ihm zugemuteten Schimpfes, ergriff das Schwert und stieß es sich in die Brust.

Begreiflicherweise lauschten die Kölner mit Stolz dem - ausgerechnet aus der Rivalenstadt gekommenen - dichterischen Lob ihres tapferen Bürgermeisters, der lieber sterben als das Schandmal tragen wollte. Die Dichterin wurde mit dem großen Preis der Stadt Köln beehrt.

Soweit die kölnische Seite der Sache.

Bekanntlich halten nicht alle überlieferten Heldentaten der historischen Wahrheit stand, und mancher Dichter hat schöne Worte an ein Phantom verschwendet. Sind die Streiche der homerischen Helden Wirklichkeit oder Sage? Ähnlich mochte wohl auch Fürst Hermann von Hatzfeldt denken, als er im Jahre 1916 den Oberbürgermeister Wallraf um geschichtliche Unterlagen zu dem grausigen Bericht anging. Im Schloß Crottorf wird tatsächlich ein kunstgeschmiedeter Eisenring mit Scharnier und Schloß aufbewahrt, der an der Innenseite mit Stacheln besetzt ist und das stattliche Gewicht von 17 Pfund aufweist. Es ist jedoch nicht erwiesen, daß dieses angebliche Halsband zu Folterungen

benutzt wurde, auch nicht während der Hexenprozesse, als doch reichliche Gelegenheit dazu gewesen wäre. Es ist auch, wohl in Jägerkreisen, behauptet worden, man habe es zur Abrichtung großer Jagdhunde verwendet; aber 17 Pfund stachliges Eisen am Hals würden das Tier wohl eher töten als dressieren. Ursprung und Zweck des Eisenringes sind wohl nicht mehr aufzuhellen.

Auf den Wunsch des Fürsten Hatzfeldt veranlaßte Oberbürgermeister Wallraf eingehende Nachforschungen in den Kölner Archiven, wobei dann festgestellt wurde, daß ein Evert vom Pfau in der Stadt- und Familiengeschichte überhaupt nicht vorkommt. Wohl wurde um 1370 ein Tilman vom Pfau auf bergischem Gebiet ausgeplündert, weshalb die Reichsstadt einen Prozeß mit dem Grafen von Berg führte. Aber von einem Halsband ist dabei keine Rede. Ebenso wenig ist ein Ritter Bastian von Hatzfeldt bekannt. Und der Graf Sebastian, der am 10. Dezember 1631 nach längerem Krankenlager in der Aufregung darüber starb, daß tags zuvor die Schweden in Schloß Crottorf eingedrungen waren, kann unmöglich mit dem erwähnten Tilmann Handel gehabt haben. Die „böse Wahl“ gehört ins Reich der Mythe.

Es muß allerdings zugegeben werden, daß Mißhelligkeiten zwischen der Reichsstadt Köln und den Hatzfeldern vorgekommen sind. Anlaß dazu bot vielleicht der folgende, urkundlich belegte Vorfall. Im Jahre 1513 herrschte in Köln wieder einmal Kriegszustand. (Ein Lokalhistoriker hat ausgemacht, daß die Stadt in der Zeit von Agrippina bis Adenauer nicht weniger als 32 Revolutionen erlebte.) 1396 war dem Regiment der Patrizier die Herrschaft der 22 Zünfte oder Gafeln gefolgt, die zwar 400 Jahre dauerte, aber keineswegs den berüchtigten „Klüngel“ beseitigte. So ist es erklärlich, daß bald die eine, bald die andere Zunft sich zurückgesetzt fühlte und mit Revolten reagierte, und da die Zünfte unter sich auch militärisch organisiert waren (54 Kompanien gab es in der ganzen Stadt), verliefen die Unruhen meistens blutig. Diesmal erhoben sich nun die Steinmetzen, zu deren Zunft außer den Maurern auch die Zimmerleute, Schreiner, Kannenbäcker, Bildhauer, Bildschneider, Leindecker und Pfisterer gehörten. Ihren Ansprüchen schloß sich auch der vierte Stand an, die armen, nicht zünftigen Bürger. Um blutige Szenen zu vermeiden, verbot der Rat jegliches Waffentragen in der Stadt. Just in diesen Tagen nun erschien der Junker Hatzfeldt von Wildenburg in Köln und schlennderte ahnungslos durch die Straßen. Am Gürtel hing ihm neben dem Schwert ein samenes Täschlein mit Geld. Plötzlich tauchte vor ihm der städtische „Gewalttrichter“ auf, welcher Titel ungefähr soviel besagte wie Stadtkommandant oder Polizeipräsident. Es war Herr Diederich Spitz, wegen seines rötlich-blonden Haarschopfes allgemein „der Vuss“ genannt. „Kerl, willst du wohl dein Gewehr abbinden!“ so fuhr er den Junker an, „das gebührt dir in Köln nicht zu tragen, kennst du meiner Herren Edikt nicht?“ Etwas verblüfft antwortete der Junker: „Wenn das so ist, werde ich's tun“. Dann aber packte ihn der Ärger über den Pöbel. Während riß er Schwert und Beutel vom Gürtel und warf beides zur Erde mit den Worten: „Hast du über das Gewalt, so behalt auch das andere, es ist ein Tun!“ Flammenden Auges wandte er den Rücken. Der Vuss aber hob alles fein auf und ging lachend davon. Die Akten erzählen weiter: Ist in sein herberich Jaunker kornen unddt hatt eß seiner Wirtinnen

geklagt, wie eß im wer ergangen. Wan sey im nit wolt borgen biß er seinen Dinner herschicket, so müst er selber darbleiffen. Doch die wirtin hatt im gelaufft, er hatt sie auch erlich na der handt betzelt, aber er ist von dem Dag an der statt Collen ser feindt worden und off die burger getast.

Bei der Crottorfer Sage handelt es sich offenbar um die Übertragung verwandten Stoffs auf eine andere Örtlichkeit. Ähnliche Vorfälle werden nämlich aus verschiedenen Gegenden berichtet, und es müßte eine reizvolle Aufgabe sein, sie zum Vergleich zu sammeln. Zwei solcher Moritaten können hier wiedergegeben werden. Die erste spielt um die Burgen Kattesbeck und Ichterlohe bei Lüdinghausen im Münsterland. Dort führten im Anfang des 16. Jahrhunderts zwei adelige Familien, von Oer und von Aschenberg, um einer Erbschaft willen eine Fehde miteinander, die Jahrzehnte dauerte, eine Reihe von Menschenopfern forderte und zuletzt das ganze Stift Münster in Unruhe versetzte. Am Jakobitag 1520 hatte nun Lambert von Oer, ein 80jähriger Greis, die Kirche in Lüdinghausen besucht und ritt heimwärts zur Burg Kattesbeck. Unterwegs wurde er vom Eidam des Gegners, Goddert von Harmen, unter Beihilfe von acht Reisigen zu Pferd auf offener Landstraße überfallen, vom Pferd gerissen und mißhandelt. Dann wurde ihm ein inwendig mit Zacken versehenes eisernes Band um den Hals geschlossen. Zugleich mußte er eidlich geloben, am nächsten Sonntag auf Burg Padberg an der Diemel (mindestens 100 km vom Tatort entfernt) sich gefänglich einzustellen, dort werde er weiteres hören, und dort befände sich auch der Schlüssel zum Halsband. Damit verschwanden die Strauchritter, weil sie den Gefangenen wohl nicht ohne Aufsehen durch die Gegend transportieren konnten, in dem entlegenen Padberg ihn aber ganz in der Hand haben würden. Vielleicht waren sie auch „in vermeinen, mi so dorch den Halsbant von dem leven ton doif to brengen“. Lambert gelangte noch selbigen Tages „in ellendiger gestalt“ ins nahe Münster und wurde hier, wie er selbst schreibt, „dorch de gnade und hulpe des almechtigen godes und siner benedigetn modern Maryen ock mit todaet frommer erlicken luden sodaner bende und besweringe entlediget.“ In welcher Weise es geschah, sagt er nicht. Aber die Sage weiß es: ein wackerer Schmied, Meister Tilman von Münster, hat während des Gottesdienstes im Dom mit drei wohlgezielten Hammerschlägen das Halsband gesprengt, ohne daß der Träger dabei Schaden litt. Der Befreite hat das Halsband mutmaßlich mit nach Hause genommen. Burg Kattesbeck kam später in den Besitz der Freiherren von Droste-Vischering; sie haben das dortige Archiv und auch das Halsband nach Schloß Darfeld gebracht, wo es sich noch jetzt befindet. Das Geschlecht vom Oer blüht noch, die Harmen sind lange ausgestorben. Der bekannte Jugendschriftsteller Wilh. Hertenbach hat den Stoff dieser Tragödie zu einer seiner beliebten Volkserzählungen verarbeitet.

Eine ähnliche Historie, nur mit schlimmerem Ausgang, führt uns ins Zisterzienserkloster Walkenried am Harz. Sie wurde bereits 1706 gedruckt. Anno 1481 geriet der Abt Johann VII mit einem benachbarten Adeligen in schweren Streit, weil dieser das Jagdrecht im Klosterwald beanspruchte, das der Abt ihm verweigerte. Das verdroß den Ritter dermaßen, daß er sich zu rächen sann. In der Nähe wohnte ein Schmidt mit Namen

Heinrich Wintzigerode, der bereits vor Jahren im Auftrag eines Bösewichts ein Eisenband mit einem verborgenen Schloß angefertigt hatte, aus dessen Innenseite scharfe Stacheln hervorgingen. Es sollte dem Grafen von Mansfeld umgelegt werden. Der Plan wurde aber entdeckt, und der Schmied hätte zweifellos das Eisen am eigenen Hals tragen müssen, wenn nicht der Graf selber Fürbitte für ihn eingelegt hätte. Diesen Mann machte nun der wilde Jäger willfährig, ein zweites Martereisen zu schmieden. Er begab sich damit in den Wald, und als ihm dort ein Klosterbruder begegnete, der als Förster den Wald hüten sollte, schmückte er ihn kurzerhand mit dem Eisenband. Unter furchtbaren Qualen schleppte sich der arme Mensch ins Stift. Da war aber guter Rat teuer. Vergeblich bemühten sich die Mönche, einen Künstler zu gewinnen, der das Schloß auflösen möchte. Indessen schwellen und eiterten die Wunden, der Gepeinigte konnte weder essen noch schlafen. Die Brüder geleiteten ihn zur Kirche und flehten zum Himmel um Hilfe. Dann führten sie ihn zur Klosterschmiede, wo er beim Amboß niederkniete und den Hals an die Ecke desselben legte. Während die Brüder laut beteten, führte der Klosterschmied einem starken Schlag. Der Ring sprang zwar sofort auf, aber der Unglückliche erlag bald darauf seinen Verletzungen. Zum ewigen Gedächtnis sollte das Halsband in der Klosterkirche sichtbar aufgehängt bleiben, seit 1759 ruht es jedoch im Museum zu Braunschweig.

Wer hat nun solche Materie in die Crottorfer Form gegossen? Im Jahre 1846 erschien in Koblenz eine „Sammlung rheinischer Sagen“, zusammengestellt von Joh. Bapt. Rousseau. Darin lasen die Rheinländer zum erstenmal die greuliche Mär von Bastian und Evert. Als Verfasser war Vinzenz von Zucalmaglio angegeben, ein Sohn der bergischen Höhen. Sein Vater hatte als Advokat lange in Waldbröl gewirkt und 1806 das Landgut Schlebusch b. Mülheim (Rh.) erworben, um sich fortan dem Landbau zu widmen. Die beiden Söhne Wilhelm und Vinzenz haben später nicht nur als Dichter, sondern auch als Sammler von Sagen, Legenden und Volksliedern bedeutendes Ansehen erlangt. Der ältere, noch in Waldbröl geboren, schrieb unter dem Pseudonym „Wilhelm von Waldbröl“ (Von ihm stammt das noch heute beliebte Kinderlied: Die Blümelein, sie schlafen schon längst im Mondenschein . . .). Der jüngere nannte sich der bergischen Heimat zu Ehren „Montanus“. Von dem Crottorfer Halsband hörte er wohl als Kind seinen Vater sprechen, im Volk lebte vielleicht noch eine dunkle Kunde von jenem Tilman vom Pfau, und da Montanus auch die Kakesbecker Fehde kannte, war die Kombination für eine dichterische Phantasie nicht schwer. Auffällig ist, daß er die Sage in seine eigene Sammlung „Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen“, die schon 1837-39 in zwei Bänden erschien, nicht aufgenommen hat, obwohl er sie für den zweiten Band angekündigt hatte. Vielleicht war ihm mittlerweile eingefallen, daß Crottorf außerhalb des im Titel genannten Gebietes liegt. Übrigens ist ihm bei der Abfassung das Mißgeschick widerfahren, Crottorf als Felsenest zu bezeichnen, während es doch eine Wasserburg reinsten Stils ist. Vermutlich hat er das grüne Wisserthal nie gesehen. Spätere Sammler sind ihm darin aber getreulich nachgefolgt (Kreuter, Dreesen, Sarnetzki). Vermieden wurde der Lapsus aber von der Dichterin Nießen-Deiters, deren Ballade hier folgen soll, weil ihr Vortrag bei den Kölner Blumenspielen immerhin ein literarisches Ereignis war. Entnommen wurde sie dem sehr lesenswerten Buch unseres verstorbenen Wissener Landsmannes, Professor Dr. Franz Bender: Illustrierte Geschichte der Stadt Köln. Der Verlag J. P. Bachem hat freundlicherweise den Nachdruck gestattet.

Literatur:

1. Zeitschrift „Altköln“ Jahrgang 1920.
2. Annalen des Vereins für die Geschichte des Niederrheines Bd. 43.
3. Westfälische Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Bd. 55.
4. Ohren, Geschichte der Literarischen Gesellschaft Köln.
5. Joh. Georg Leukfeld, Antiquitates Walkenredenses.
6. Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisisten des 19. Jahrhunderts.

Die böse Wahl zu Crottorf

Die Nacht ist kalt - der Schnee glänzt hell -
 Wohin der Ritt so rasend schnell
 Auf schaubedeccktem Hengste?
 Herr Bastian von Hatzfeldt zischt:
 So knapp bin ich noch nie entwischt!
 Der Ritt ward mir der längste.

Und als er ritt im Burghof ein,
 Ballt drohend er die Faust zum Rhein:
 Wenn den von Köln ich fange,
 So sei ihm - der es wagt und spricht
 Zu mir von Blutbann und Gericht -
 Um Ehr' und Leben bange!

Und als er saß im festen Saal,
 Schwur fluchend er bei Trunk und Mahl:
 Bevor der Mond vergangen,
 Herr Evert, Edler Herr vom Pfau,
 Hörst mich! Merkt Euch die Zeit genau!
 Da sitzt Ihr mir gefangen. -

Getreu dem Racheschwure lag
 Im Hinterhalt er manchen Tag:
 Nun muß der Kölner kommen!
 Herr Bürgermeister, 's war nicht klug,
 Daß Ihr um diese Zeit den Zug
 Nach Frankfurt unternommen!

Da knarrt das Rad! Da klappt der Huf!
 Im Dickicht keucht ein heisser Ruf:
 Halt! Achtung! Aufgegessen!
 Nun gilt es, Burschen, aufgepaßt!
 Und wer mir diesen Vogel faßt,
 Dem sei es nicht vergessen!

Ein wilder Anritt - kurzer Kampf -
 Ein wüster Knäuel - Staub und Dampf -
 Dann jagen sie von dannen.
 Herr Evert, den sie fest gefaßt,
 Von Stirn und Wange ohne Rast
 Die roten Tropfen rannen. -

Mit Lärmen zieht und Jubelschrein
 Der Haufe auf Burg Grottorp ein
 Nach glücklichem Gelingen.
 Herr Bastian nach kurzer Rast
 Befiehlt, den unfreiwilligen Gast
 Gebunden ihm zu bringen.

Herr Bürgermeister, nun sagt an:
 Wie hättet Ihr mit mir getan,
 So ich Euch nicht entkommen?
 Doch ungebeugt Herr Evert spricht:
 Ihr wärt vor unserm Blutgericht
 Um Hals und Kopf gekommen!
 Ihr bracht den Frieden rings im Land,
 Griffst an, die Waffen in der Hand,
 Kaufleut' und Bürgerhaufen!
 Wohl stände es mir übel an,
 Bestrafte ich den kleinen Mann
 Und ließ die Herren laufen!

-Darauf der Ritter voller Hohn:
 So festem Mut gebühret Lohn,
 Er sei Euch gern gegeben.
 Ihr findet den von Hatzfeldt nicht
 So streng wie Euer Blutgericht:
 Ich schenk Euch Euer Leben!
 Nur sollt ein Halsband Ihr von Stahl
 Als Eurer Unterwerfung Mal
 Von heute an mir tragen.
 Bequemt Euch! Sonst an diesem Tag
 Sei Euch vorm nächsten Glockenschlag,
 der Kopf vom Rumpf geschlagen!

Neugierig lacht der Knechte Hauf:
 Der Bürgermeister reckt sich auf:
 Herr Ritter, - laßt Euch sagen -
 Noch hat ein Kölner Bürger nicht
 In Gottes freiem Sonnenlicht
 Ein Schandenmal getragen!
 Das Leben ist ein reiches Gut!
 Es wegzuwerfen, fordert Mut,
 Doch höher steht die Ehre!
 So wißt, daß ich um solchen Preis,
 So wahr ich Evert Pfaue heiß,
 Das Leben nicht begehre.

Der Ritter winkt mit finstern Blick.
 Ein Knecht rennt fort und kehrt zurück
 Mit Schwert und breitem Ringe:
 Da leg zur Wahl ich beides hin,
 Und ändert Ihr nicht Euren Sinn,
 Führt Ihr die scharfe Klinge!

Herr Evert senkte nicht den Blick,
 Und klar und laut klang es zurück:
 Herr Ritter spart die Frage!
 Denn, eh Euch Evert Pfau zu Tal
 Wird reiten mit dem Schandenmal,
 Stirbt er am heutigen Tage!

Ein kräftiger Ruck - ein lauter Krach -
 Das Band, es riß, die Fessel brach
 Und klirrte laut zur Erde.
 Herr Evert schüttelt ab den Rest
 Und steht, als ging's zu Tanz und Fest,
 Mit fürstlicher Gebärde.

Er packt das Schwert, ein scharfer Blick,
 Die Knechte weichen feig zurück -
 Er schwingt es hoch in Händen:
 Und schlug mich auch Gewalt und List,
 Nicht schimpflich will ich leben, wißt,
 Nicht schimpflich will ich enden!

Es blitzt der Stahl - er traf wohl gut -
 Ein dumpfer Fall - es rann das Blut.
 Ein Schweigen lag auf allen. -
 Ob Übermacht ihn fing und band:
 Herr Evert ist von eigner Hand,
 Ein freier Mann, gefallen!

Inhaltsverzeichnis des ersten und zweiten Jahrganges

Erläuterung: Römische Zahlen Jahrgang, arabische Zahlen Nr. der Beilage.	ten und Ackerbausiedlern des Siegerlandes und seiner Grenzgebiete. Otto Krasa, Gosenbach. I/4.
Geschichtliches und Geographisches:	Besoldung eines Kirchspielschulmeisters. II/3.
Der Hexenwahn im Wildenburger Land, Josef Rinscheid, Niederfischbach I/1, 2, 3.	Biographien und Lebensskizzen:
Der Westerwald, eine geschichtliche Landeskunde. Dr. E. Haas, Altenkirchen. I/1, 2, 3.	Der Heimat treu verbunden (Dr. Heinrich Holschbach zum Gedenken). E. Kasper, Köttingen. I/1.
Der Kreis Altenkirchen im Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts. Dr. H. Holschbach, Wissen. I/3, 4.	Freiherr Bernhard Konstantin Friedrich Johann Vinzenz Maria von Schönebeck. Ernst Sayn, Altenkirchen. I/5.
Haus und Herrschaft Bruch. Erwin Katzwinkel, Flammersfeld. I/4, 5, II/2.	Die alte Vrone. Josef Hoffmann, Herdorf. I/6.
Zur Heimat- und Pfarrgeschichte von Kirchen/Sieg. Josef Mosblech, Kirchen. I/5, 6, 7, II/1.	Sagen und Geschichten:
Ausgegangene Siedlungen im Kirchspiel Flammersfeld. E. Katzwinkel, Flammersfeld. I/7.	Vikariusborn. E. Kasper, Köttingen. I/1.
Das Gerichtswesen der Herrschaft Freusburg. Benno Solbach, Kirchen. II/1.	Drei Sagen vom Hohenseelbachkopf. Josef Hoffmann, Herdorf. I/2.
Meilensteine auf dem Wege zum Luftkurort Flammersfeld. E. Katzwinkel, Flammersfeld. II/2.	Auf den Spuren Vater Raiffeisens. E. Kasper, Köttingen. II/1.
Urkunde zur Stadterhebung von Altenkirchen 1314. II/2.	Die Geschichte vom Schatz im Burgbrunnen zu Hohenseelbach. Josef Hoffmann, Herdorf. II/2.
Die Römergräben bei Flammersfeld. Erwin Katzwinkel, Flammersfeld. II/3.	Die Rabenlay. Josef Hoffmann, Herdorf. II/3.
Kunst- und Kulturgeschichtliches:	Ein Herdorfer Bergmann blies das Sturmsignal. Josef Hoffmann, Herdorf. II/4.
Die Wandbilder in der Kirche zu Almersbach. Frau U. Holzschneider, Altenkirchen. I/3.	Das eiserne Halsband zu Crottorf. E. Kasper, Köttingen. II/4.
Von den vorgeschichtlichen Eisenhüttenleu-	Heimatgeschichtliches Allerlei und Mitteilungen des Kreisheimatvereins:
	Zum Geleit. Landrat Dr. Sinzig. I/1.
	Westerwälder Sprachwörter und Redensarten. (Fortsetzung nächste Seite) I/1.

Ein Herdorfer Bergmann blies das Sturmsignal bei Gravelotte

Vor achtzig Jahren Denkkreuz in Herdorf / Unser Heimatgebiet blutete bei Gravelotte

Die geschichtlichen Hintergründe der Trompetendichtungen Freiligraths und Geroks / Von Josef Hoffmann, Herdorf

Einige älteste Herdorfer Einwohner haben es noch erlebt, daß vor 80 Jahren, im Herbst 1872, den Herdorfer Gefallenen des 70er Krieges ein Denkkreuz gesetzt wurde, an dessen Stelle 1905 ein Steinkreuz kam, das heute noch steht. Während das 1905 errichtete Steinkreuz an einen Raubüberfall durch einen später hingerichteten Raubmörder auf das kath. Pfarrhaus und gleichzeitig an die große Volksmission 1905 erinnert, ist das vorherige Soldatenkreuz von 1872 fast ganz aus der Erinnerung verschwunden.

Den Standort dieses Soldatenkreuzes kann man heute noch im Felsen, wo es sich erhob, genau nachweisen. Das Kreuz stand „Auf der höchsten Ley“, jenem bekannten mächtigen Felsen, der gegenüber der Unteren Hellerbrücke den Ort überragt und der mit dem dort 1905 errichteten, oben erwähnten Steinmonument das Wahrzeichen Herdorfs ist. Das 1872 errichtete Soldatenkreuz war etwa 5-6 Meter hoch und etwa 1/4 Meter dick und aus Eichenholz hergestellt. Das viele Zentner schwere Kreuz „auf die höchste Ley“ zu schaffen, muß überaus schwierig gewesen sein, da man diese Stelle schon ohne Last nur über eine äußerst steile, frühere „Holzschleife“ erreichen konnte; der Weg zur „höchsten Ley“, die heute einfach „Auf dem Kreuz“ heißt, wurde erst vor 50 Jahren, 1902, ausgebaut.

Das Kriegerkreuz von 1872 war „ein Dank- und Gedenk-Kreuz“, ein Dankkreuz der glücklich aus dem 70er Krieg heimgekehrten Herdorfer und gleichzeitig ein Gedenkkreuz dieser Heimgekehrten an ihre gefallenen Kameraden. Gleichzeitig war es ein Erinnerungsmal trauervoller Art an die blutigste Schlacht des 70er Krieges, an Gravelotte (18. August 1870). Denn Herdorf bzw. unser breiteres Heimatgebiet ist mit diesem Namen in ganz besonderer Weise verknüpft.

Die Zahl der Herdorfer Gefallenen des ersten Weltkrieges beträgt 127 (Denkkreuz auf der Felskante des „Fron-Stein“, 1922, vor 30 Jahren, ferner der bekannte „Turm“ über dem Sotterbachstal. Im zweiten Weltkrieg hatte Herdorf 211 Gefallene, zusammen 338 Männer, eine wahrhaft erschütternde Zahl. Im 70er Krieg büßte Herdorf nur drei Mann ein - wie wir sehen werden: alle bei Gravelotte, wie es überhaupt zutrifft, daß die meisten Gefallenen des 70er Krieges auch im weiteren Heimatgebiet bei Gravelotte ihr Leben einbüßten. Es waren „die 29er“ (Trier), bei denen unsere Landsleute standen und die in dieser verlustreichen Schlacht die meisten Verluste gehabt haben sollen. Von den im Bezirk der Herdorfer Knappschaft (als deren Mitglieder) gefallenen und verwundeten 56 Gefallenen und Verwundeten gehen allein 29 auf Gravelotte zurück. Herdorf hatte überhaupt nur bei Gravelotte seine Toten und Verwundeten: 3 Tote und 5 Verwundete!

Dies geht hervor aus einer hier vorliegenden Schrift, die 1902 - vor 50 Jahren - aus der Feder des damals aus dem Amt scheidenden Knappschaftsrendanten Carl Brühl stammt.

„Sonnigs“. Maria Homscheid.	I/6.
Ein Wunsch an unsere Leser.	I/1.
Hinweis auf „Der Archivar“	I/2.
Jahreshauptversammlung	I/3.
Die Oelmühle bei Obernau.	II/2.
Gedanken über eine heimatkundliche Zeitschrift.	II/3.
Mitteilung der Schriftleitung.	II/3.
Oos Platt.	II/3.
Inhaltsverzeichnis.	II/4.

Literatur und Buchbesprechungen:

Neue Heimatliteratur aus dem Kreise Altenkirchen.	II/2, 4.
Buchbesprechungen.	II/1, 2, 3, 4.
Heimatbücher in Vorbereitung.	II/3.

Mundartenecke:

Gedichte in Altenkirchener Mundart	II/1.
Gedichte in Flammersfelder Mundart.	II/3.
De Hoonersopp (Flammersfeld).	II/3.
Mit dieser Nummer schließt der 2. Jahrg. ab.	

der eine genaue Übersicht über die Verluste jenes Krieges, soweit sie sich auf Knappschaftsmitglieder beziehen, gibt. Dabei bleibt das Schicksal einiger (z. T. bei Gravelotte) kämpfender und verletzter Landsleute unserer Heimat unbekannt: Alsdorf hatte bei Gravelotte 1 Gefallenen und 2 Verwundete, Daaden 3 Verwundete (1 mit unbekanntem Schicksal), Nisterberg 2 Verw., Gebhardshain 1 Verw., Steineberg 1 Verw., Wehbach 1 Verw., Fischbach 1 Gef., 1 Verw., Brachbach 1 Gef., 1 Verw., Büdenholz 2 Verw., Mudersbach 1 Verw., Offhausen 1 Verw., Lippe 1 Gef. usw. - zusammengefaßt: von 12 Gefallenen des Knappschaftsbezirks fielen 7 nur bei Gravelotte! Hierbei muß man bedenken, daß der 70er Krieg immerhin rund zwei Jahre dauerte.

Eine in der Geschichte des 70er Krieges bedeutsame Szene, die weit über unsere Heimat hinaus damals Aufsehen erregte und die wir an Hand mehrerer Zeugen, die sich auf Augenzeugenberichte stützen heute nach eingehenden Nachforschungen hier darstellen können.

Außer den beiden Herdorfern August Köhler und (Vorname unbekannt:) Baldus fiel bei Gravelotte unter wahrhaft dramatischen Umständen der Herdorfer Bergmann Carl Pick (* Fußnote: Verwundet wurden gleichzeitig: August Sander, Carl Mayer, Carl Fuchs, Fridolin Jung). Er war Trompeter. Dicht am Gutshof Hubertus (zu Gravelotte gehörig) stand das „Linienregiment“ 29 im unmittelbarsten Bereich des feindlichen Infanteriefeuere. Ein Oberst (nach anderer Quelle: ein Hauptmann) befahl dem Herdorfer Carl Pick, das bekannte Signal zum Sturmangriff auf den Gutshof zu blasen. Pick sprang auf eine der Umfassungsmauern des Gutshofes und blies frei sichtbar das Sturmsignal, das sofort von den anderen Trompetern die Front entlang aufgenommen wurde. Mitten im Schmettern des Signals stürzte Carl Pick tot von der Mauer, die von der gleichen Kugel zerrissene Trompete in der Hand. Der Oberst beugte sich über den Toten und fiel im gleichen Augenblick, von einer zweiten Kugel getroffen, tot über den gefallenen Trompeter. Man setzte Pick am Ort seines Todes später ein Gedenkcreuz; der Offizier wurde durch eine Stein-(Eisen-?)platte verewigt, die an der Mauer später angebracht wurde, um das Ereignis festzuhalten. Vielleicht ist diese Platte heute noch dort zu sehen.

Diese dramatische Szene - die hier (nicht zwecks Glorifizierung kriegerischen Geschehens) erstmalig an Hand vielfältiger und zuverlässiger, wenn auch in etwa von einander abweichenden Berichten wiedergegeben wird, erinnert verblüffend an das bekannte Gedicht „Die Trompete von Vionville“ von Ferdinand Freiligrath (Vionville-Mars-la-Tour, 16. August 1870, zwei Tage vor Gravelotte!). Es ist durchaus naheliegend, daß die Vionville-„Sage“ geschichtlich verwechselt wurde mit diesem hier als geschichtlich nachgewiesenen Vorkommnis von Gravelotte (den „Todesritt von Vionville“ machte ebenfalls ein Herdorfer mit!). In dem Gedicht „Der Trompeter von Vionville“ wird berichtet, daß „von zwei Regimentern, was ritt und stritt, unser zweite Mann ist geblieben“, daß dann ein Trompeter nach der Schlacht zum Sammeln blies:

... Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein,
Da -, die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme;
Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, -
Um die Toten klagte die Wunde!
... Um die Brüder, die heut gefallen ...
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhob sie gebrochenes Lallen ...

Wer könnte die verblüffende Ähnlichkeit des Inhaltes dieses bekanntesten Gedichtes des 70er Krieges mit dem als geschichtlich nachgewiesenen Vorkommnis bei Gravelotte leugnen, bei dem der Herdorfer Carl Pick seine tragische Rolle spielte! Hierbei ist es belanglos, daß, wie erwähnt, der Dichter - in dichterischer Freiheit, bzw. auf Grund legendärer Veränderungen der geschichtlichen Wahrheit - von der geschichtlichen Wirklichkeit (zeitmäßig um zwei Tage, ereignismäßig um nebensächliche Belanglosigkeiten: Kavallerie statt Infanterie, nach der Schlacht statt während der Schlacht!) abweicht!

Daß die oben dichterisch gestaltete „Sage“ vom „Todesritt von Vionville“ (der als solcher geschichtlich ist!) ausdrücklich auch - wiederum dichterisch variiert - in bezug auf Gravelotte offenbar allgemein umging, um dann dichterisch verewigt zu werden, wobei wiederum ein Trompeter (der offenbar historisch niemand anderes war als der Herdorfer Bergmann Carl Pick!) im Mittelpunkt steht, beweist dem Kenner der Deutschen Literaturgeschichte das bekannte Gedicht „Die Rose von Gravelotte“ von Karl Gerok. Wiederum sind es Reiter (statt der „unpoetischen“ Infanteristen!); wiederum spricht das Gedicht von der dichterisch eindrucksvollen Zeit kurz nach der Schlacht; wiederum wird von den furchtbaren Verlusten gesprochen („... wo bei vier Mann ein Gefallener war...“). Es fehlt - ausgerechnet bei Gravelotte, wo das geschichtliche Ereignis mit dem Herdorfer Trompeter und seiner zerschossenen Trompete wirklich vorkam!) der Umstand, daß die Trompete (und der Trompeter) getroffen war. Im Mittelpunkt des Gedichtes stehen (neben den Toten) die Pferde der Toten - und die Trompete:

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht,
Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
Dreimal schmettert Trompetensignal,
Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n

Stellen die tapferen Reiter sich ein.
Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick,
Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell, bleich, blutig und tot...
Doch der Trompete schmetternd' Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal...
Rosse wie Reiter verstehn den Appell;
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.
Über dreihundert hat man gezählt
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt,
Über dreihundert, o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!
Über dreihundert, o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war...!

Unter diesen Gefallenen - Fußtruppen wie Reitern - waren gerade unsere Landsleute in besonders großem Prozentsatz vertreten, (mit den Verwundeten: 28 Mann!) drei Tote aus Herdorf, vier aus dem Gebiet der Herdorfer Knappschaft, zuzüglich jene, die aus unserer Heimat ebenfalls bei Gravelotte fielen oder verwundet wurden, die nicht der Knappschaft angehörten oder außerhalb der Herdorfer Knappschaft standen (der ganze Westerwald einschließlich des Kreises Altenkirchen). Sind sie heute auch alle vergessen; ist auch jenes Kreuz „Auf der höchsten Ley“ bei Herdorf ebenfalls vergessen, - unvergessen, durch deutsche Dichter verewigt, somit (obwohl ungenannt) in ganz Deutschland „bekannt“ blieb der Herdorfer Bergmann Carl Pick, der als erster zum entscheidenden Sturmangriff bei Gravelotte blies! Das Jahr 1952 soll nicht vorübergehen, ohne diese erschütternden und nach bester Möglichkeit erforschten, für die deutsche Literatur- und Zeitgeschichte und für die Heimatgeschichte wahrlich aufschlußreichen Tatsachen hier für die Nachfahren darzulegen.

Schutzpatrone von Zünften und Gilden

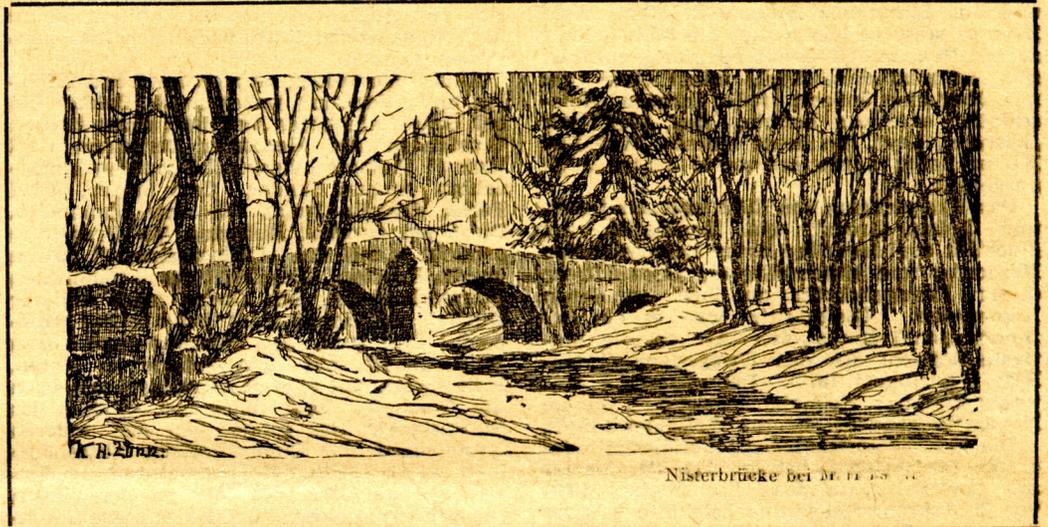
Im Mittelalter erkor sich jede Zunft und Gilde einen, oft mehrere Schutzpatrone, unter deren besonderen Schutz sie sich stellten, und dem sie dafür besondere Verehrung zollten. Sie weihten ihm Altäre und führten seine Darstellung mit den zugehörigen Attributen auf ihren Zunft- und Gildenfahnen.

So war die heilige Barbara Schutzpatronin nicht nur der Feuerwehr, Artillerie und Dachdecker, also besonders gefährdeter Berufe, sondern auch der Architekten, Hutmacher und Kürschner. Nebenbei verehrten die Architekten auch den Apostel Thomas, der daher auf den Abbildungen mit Winkelmaß ausgestattet ist. Große Verehrung genoß St. Petrus bei den Schlossern, da er die Himmelsschlüssel verwahrte, mit denen er abgebildet ist; nicht weniger galt sein besonderer Schutz den Uhrmachern wegen des Hahenschreies, mit dem er die Finsternis ansagte. Nicht zuletzt war Petrus auch der Schutzheilige der Töpfer neben St. Goar, der besondere Schutzpatron der Gastwirte. Die Schmiede hatten sich den Apostel Matthias (mit Beil und Lanze) erwählt. Die Nagelschmiede trugen bei feierlichen Anlässen symbolisch die Nägel vor sich her, in deren Wundmale der ungläubige Thomas seine Hand und Finger legte; dazu verehrten sie noch die Kaiserin Helena, bei deren Attributen sich Kreuz und Nägel befinden. Die Grob-, Huf- und Messerschmiede hatten sich Johannes den Täufer erkoren, die Kupferschmiede den heiligen Veit (Vitus), dagegen die Goldschmiede den Evangelisten Lukas, dem sich die Buchbinder und Maler (dargestellt mit Bild und Malergeräten) anschlossen. Der Evangelist Markus war der Patron der Glaser und Schreiber (mit Buch, Feder, Löwe). Der Schutzheilige der Schreiner, Stellmacher und Zimmerleute ist der heilige Joseph mit seinen Zimmermannsgeräten. Große Verehrung genossen die Apostel; z. B. Matthäus (mit Beutel, Beil, Lanze) bei den Steuereinnehmern, Andreas bei den Fischhändlern, Johannes bei den Buchdruckern (Adler, Buch), bei den Walkern Jakobus und Philippus, Paulus bei den Webern, bei den Sägern Simon und Judas Thaddäus (die als Attribute Säge, Beil, Winkelmaß und Keule trugen), bei den Metzgern Bartholomäus. Jedem bekannt ist der Schutzpatron der Jäger (und Drechsler), der heilige Hubertus (mit Hirsch und Kreuzifix im Geweih). Der heilige Georg, einer der 14 Nothelfer, der Besieger des Lindwurms, war neben dem Erzengel Michael der Schutzpatron der Ritter, ebenfalls der Sattler und Harnischmacher, wurde aber auch von den Schuhmachern neben Crispinus hoch geehrt. Schutzpatron der Schützen und Büchsenmacher, allerdings auch der Bürstenmacher, war und ist heute noch St. Sebastian (Schützenbruderschaft). Die Schwertfeger, eine bedeutende Zunft im Mittelalter, hatten sich den heiligen Mauritius erwählt, der 303 n. Chr. von den heidnischen Römern niedergemacht wurde. Die Bäcker, aber auch die Bettler vertrauten sich dem Schutz der heiligen Elisabeth (neben Honoratus von Amiens), der Gemahlin des Landgrafen von Thüringen an (dargestellt mit Korb, Brot und Rosen). Die Apotheker hatten sich unter den Schutz von Kosmas und Damianus gestellt (dargestellt mit chirurg. Instrumenten und Gefäßen), die aber auch von den Ärzten neben Pantaleon (mit Arzneiflasche) und den Barbieren neben Ludwig IX., König von Frankreich verehrt wurden. Die Feuerwehr vertraute sich dem heiligen Laurentius an (Attribute: Rauchfaß und Rost). Die Schneider hatten gleich 3 Heilige: Bonifazius, der Apostel der Deutschen, Dominikus und Johannes der Täufer. Johannes von Nepomuk sollte die Schiffer und Flößer (letztere auch der heilige Christophorus) vor Wassernot bewahren, weshalb ihm auch der Schutz der Brücken anvertraut war, daher seine Attribute: Anker, Brücke und Wasser. Die Fischer vertrauten neben Petrus (Petri-Heil! der Angler) sich dem heiligen Benno an (dargestellt: Fisch mit 2 Schlüssel im Maul). Die Lebküchler, eine bedeutende Zunft im Mittelalter, zeigten das heilige Jesuskind in ihrem Bar-

ner. Die Theologen stellten sich unter den Schutz des heiligen Bonaventura (Attribute: Kardinalshut, Engel, Hostie) und des heiligen Hieronymus (bekannt ist wohl jedem die Darstellung Albrecht Dürers mit Löwe und Totenkopf). Die Lehrer zogen Karl den Großen vor, der ja die Schulen eingeführt hatte. Die Seelsorger suchten Hilfe beim heiligen Borromäus, der sich besonders der Pestkranken angenommen hatte. Die Soldaten vertrauten ihr irdisches und himmlisches Glück dem heiligen Martin (von Tours) an, der jedem Kinde in der Darstellung mit Bettler, Pferd, Mantel und Schwert bekannt ist; andere zogen Ignatius von Loyola vor. Die Kaufleute erhofften Gewinn durch Franz von Assisi (mit den Attributen: Erdkugel, Haus, Wagen). Die Tuchmacher hatten sich den Erzengel Michael erwählt, ebenso die Zinngießer, den wir oft mit der Waage als Zinnmarke antreffen. Die Reihe von Schutzpatronen läßt sich für alle mittelalterlichen Zünfte und Gilden nachweisen. Nur einige seien

noch angeführt; so der heilige Florian für die Seifensieder, Blasius von Sebaste für die Steinmetzen, St. Kilian für die Winzer und Tüncher, Paulinus von Nola und Honoratus von Amiens für die Müller, Diakon Stephanus für die Maurer, Antonius von Padua für die Bergeleute, Johannes der Täufer für die Böttcher, der heilige Florian für die Brauer, der heilige Wolfgang für die Schäfer, Christinus für die Gerber, Mauritius für die Färber, die heilige Dorothea für die Gärtner. Selbst die Imker (Zeidler) haben ihren Schutzpatron, Bernhard von Clairveau, der mit Bienenkorb, Buch und Hund dargestellt wird.

Es muß ein farbenprächtiges Bild gewesen sein, wenn die Zünfte und Gilden bei feierlichen Anlässen mit ihren bunt bemalten oder gestickten Bannern und Fahnen durch die engen, mittelalterlichen Straßen zogen und sich diese Banner und Fahnen als bunter Wald um die ihren Schutzpatronen gewidmeten Altäre scharten. H. K.



Nisterbrücke bei ...

Heimatgeschichtliche Literatur aus dem Kreis Altenkirchen

Zu der in Nr. 2/52 veröffentlichten Zusammenstellung der im Kreise Altenkirchen erschienenen heimatkundlichen Veröffentlichungen gibt Herr E. Kasper, Köttingen folgende Ergänzung:

- Jakob Wirtz, 500 Jahre Mariental b. Hamm, Wehl 1927;
- Albert Knaff, Beiträge zur Geschichte der Eisenindustrie an der mittleren Sieg, Bonn 1910;
- Dr. P. Kirch, Die Revolutionskriege am Rhein und auf dem Westerwald, Altenkirchen 1931;
- W. Krebs, Aus dem Leben Raiffeisens, Neuwied 1925;
- Bergrat H. Wolff, Beschreibung des Bergreviers Hamm, 1885;
- Margot Bitterauf-Remy, Die Kunstdenkmäler des Kreises Altenkirchen, Düsseldorf 1934;
- H. Stausberg, Hof und Geschlecht Stausberg, Görlitz 1932. K.

● BUCHECKE ●

Eduard Schneider-Davids: Die Grenzeiche. Verlag: Eiserfelder Druckwerkstätte, Eiserfeld-Sieg, 1952. 68 Seiten, geh. Preis 2,40 DM.

Der hochbetagte Ehrenbürger Eiserfelds Eduard Schneider-Davids - wohnhaft in Köln - im Siegerland bekannt durch seine heimatlichen Plaudereien, hat in dieser kleinen Schrift eine etwas willkürlich zusammengetragene Sammlung von Veröffentlichungen früherer Zeit zusammengefaßt, deren

erster Titel „Die Grenzeiche“ ist, die dem Heft den Gesamttitel gab. Da Teile des Kreises Altenkirchen landschaftlich, wirtschaftlich und volkstumsmäßig mit dem Siegerland verbunden sind, wird das eine oder andere unsere Leser interessieren. Es sind stofflich und formal anspruchslose Arbeiten, die insoweit anziehen mögen, als hier ein Mann mit Plaudergemüt aus seinen äußeren und inneren Erleben zu uns plaudert. Sehr sympathisch sind die Zeichnungen des Verfassers (auf Kunstdruck).

Dr. Alfred Ludwig: Flora des Siegerlandes. Selbstverlag des Siegerländer Heimatvereins, 1952. (Bezug: Stadtmuseum Siegen). 328 Seiten. Preis brosch. 12.- DM.

Für wissenschaftlich vorgebildete Pflanzenfreunde erschien dieses Werk nur in einer Auflage von 300 Stück. Es herauszubringen, war für den Siegerländer Heimatverein - in der Reihe „Siegerländer Beiträge zur Geschichte und Landeskunde“, herausgegeben von Dr. h. c. Böttger und Dr. Güthling - trotz der behördlichen Beihilfen ein beträchtliches Opfer. Außer dem Kerngebiet des Siegerlandes umfaßt das Werk auch die anstößenden Ränder im Kreis Altenkirchen, Oberwesterwaldkreis, Unterwesterwaldkreis, Westerburg, Dillkreis, Wittgenstein, Meschede und Olpe. Das einmalige Werk geht uns im Kreis Altenkirchen also durchaus an. Die selteneren Pflanzen sind in ihren Einzelstandorten, soweit bekannt geworden, nachgewiesen. Die zugehörigen Gallen, Pilze, Minen und tetralogischen Bildungen werden mit angeführt. Das Werk wird bei der niedrigen Auflage in wenigen Jahren nicht mehr zu haben sein. Für die in Frage kommenden Kreise können wir seinen Erwerb nur dringend empfehlen. Dem Verfasser wird jeder Heimat- und Pflanzenfreund für diese unsäglich mühevollen Lebensarbeit herzlich zu Dank sich verpflichtet fühlen. J. H.

Schriftleitung: Dr. Hans Holzschneider, Altenkirchen (Westerwald). Vertreter: E. Katzwinkel, Flammersfeld (Westerwald).